



Wir kommentieren

die Mißstimmung in der Kirche: Ein normaler Gärungsprozeß – Die Entscheidungen des Papstes haben mehr bewirkt als 1000 Kurse – Aber die Parteilungen! – Hilfe von geschlossenen Türen? – Glaubensfragen lassen sich nicht auf Spezialisten abwälzen – Den Reifungsprozeß bringt nur die offene Diskussion – Vom Trauer- gesang zur Entkrampfung.

den griechisch-russischen Sakramentenstreit: Das Communiqué des Moskauer Patriarchats – Zulassung der Katholiken zu den Sakramenten – Widerspruch der Griechen – Sind die Sakramente der Katholiken gültig? – Wenn ja, so sind sie doch nicht gleichwertig – Unterschiedliche Praxis der Patriarchate – Athenagoras zwischen zwei Mühlsteinen – Das Spiel um die reichen Orthodoxen in Amerika.

Dokument

Memorandum zur Zölibatsdiskussion: Neun Konsultoren der Deutschen Bischofskonferenz fordern eine Überprüfung des Zölibatsgesetzes –

Eine Diskussion auf höchster Ebene ist notwendig – Sie wäre Ausdruck eines überzeugten Glaubens – Eine päpstliche Erklärung entläßt die Bischöfe nicht aus ihrer eigenen Verantwortung – Nicht jede Härte führt zum Sieg – Alarmierende Lage in den Seminaren – Die faktischen Folgen eines Gesetzes sind mitzubedenken – Die Bischöfe müssen eine neue Initiative ergreifen – Eine Antwort blieb aus.

Literatur

Günter Grass sucht seinen Ort: Rückblick auf die Genesis des Romanautors – Der Ich-Erzähler der «Blechtrommel» – Bewältigung der deutschen Vergangenheit? – Sattsam bekannte Ideologiefeindlichkeit – Kritisches über die «Hundejahre» – «Örtlich betäubt», ein sozial-kritischer Zeitroman – Zwischen Theater- und Prosaeinfluss hin- und hergetrieben – Beim Publikum angekommen, in der Kritik durchgefallen.

Länderberichte

CSSR – zwei Jahre nach dem Prager Frühling: Die Lage der Kirche – Befürchtungen in der

Slowakei – Erste Maßnahmen – Hoffnungen für Böhmen und Mähren – Einsichten der Kommunisten – Niemand will wieder Friedenspriester – Was wollen die Katholiken? – Stagnierende Theologie – Erneute Gefahr eines Gettos – Bringt ein Arrangement mit dem Vatikan frische Männer in den Episkopat?

Lateinamerika – Kirche zwischen Gott und Caesar: Die geschichtliche Verflechtung mit der staatlichen Gewalt – Brasilien: die Studie von Bischof Padin – Paraguay: Das Mittel des Kirchenbanns – Sozialpolitische Analysen in Uruguay – Die Gruppe von Golconda in Kolumbien und die Priesterbewegung in Argentinien – Der opfervolle Aufbruch ist ein Weg hin zu «Christus dem Befreier».

Leserzuschrift

Schranke der Holländer: Schwierigkeiten der Übersetzung in die Verstehenslage anderer Länder – Warum reagierten während zwei Jahren weder Rom noch die Nachbarerzdiözesane auf die zugesandten Unterlagen?

«O wenn doch der Papst anders wäre ...»

..., so hört man viele für Neuerungen aufgeschlossene Katholiken seufzen. Sie leiden an der Kirche, und sie finden sich vor allem mit der Hierarchie in ihr nicht mehr zurecht. Unter einem andern Papst, so meinen sie, wäre die Kirche mit frohem Schwung und mit verheißungsvollen Taten in die Zukunft geschritten. Jetzt aber werde vieles unterbunden. Die Kraft sei gelähmt. Kleinigkeiten würden in den Mittelpunkt gerückt und stur verteidigt. Das Schiffelein der Kirche, das sich eben anschickte, in die Weite hinauszufahren, liege schon wieder mit schlaffen Segeln auf seichten Wassern in einer verlorenen Bucht – und selbst die Ratten begännen, es zu verlassen.

Diese Stimmung hat viele Herzen gepackt. Es müssen gewichtige Gründe vorliegen, daß sie sich so rasch ausbreiten konnte. Dennoch drängt sich einem der Gedanke auf, die gegenwärtige Situation könne, ja müsse anders gesehen werden. Verschiedene Gruppen haben sich in jüngster Zeit innerhalb der Kirche gebildet. In letzter Instanz sind jedoch nicht die Bestrebungen dieser Gruppen maßgebend. Man hat vielmehr auf das tatsächlich erreichte Resultat zu achten. Dieses kann nämlich leicht ziemlich quer zu den Anstrengungen liegen, die von der einen oder andern Seite her unternommen werden. Wie stellt sich dieses bis jetzt erreichte Resultat dar?

Seit einigen Jahren ist in der Kirche eine Bewegung in Gang gekommen, die sehr rasch zu einem Strom angeschwollen ist. Von den einen wird diese Woge als Erneuerung sehr begrüßt und gefördert. Von andern wird sie als Tendenz zur Auflösung des Glaubens bekämpft. Der Papst selbst hat sich von diesem Strom nicht tragen lassen. Mitten in ihm stehend, hat er sich vielmehr gegen ihn gestemmt, ohne ihm allerdings eine neue Richtung geben zu können. Er hat dadurch einen Strudel erzeugt. Dieser Strudel hat rasch das ganze Kirchenvolk erfaßt. Vor allem durch seine Stellungnahmen zur Geburtenkontrolle und zum Gesetz des Zölibats hat er eine Diskussion ausgelöst, die in fast alle Wohnungen gedrungen ist und die sich über die meisten Länder ausgebreitet hat. Vom fernen Osten bis in den afrikanischen Busch und an die Grenzen des brasilianischen Urwaldes hat er die Christen in ein Für und Wider hineingezogen. Er hat damit einen Gärungsprozeß ausgelöst. Eine Stellungnahme zur Art und Weise seiner Entscheidungen und zu diesen selbst hängt damit weitgehend von der Beurteilung dieses Gärungsprozesses ab.

Gewiß kamen die entscheidenden Impulse für den neuen Prozeß nicht vom Papst, sondern vom letzten Konzil. Aber die allermeisten Bischöfe, die diesem Konzil zum Erfolg verholfen hatten, stellten sich den Aufbruch der Kirche auf andere Weise vor, als er tatsächlich eingetreten ist. Sie glaubten, die Kirche könne einheitlich und als geschlossene Institution

Schritt für Schritt den Weg der Reform gehen. Sie trugen noch ein reichlich unwirkliches Bild von der wahren Lage in sich und glaubten die Erneuerung auf einer ziemlich begrenzten Ebene ansetzen zu können. Die begonnene Entwicklung mußte darum von selbst weiterdrängen. Erst durch die Diskussionen um die päpstlichen Stellungnahmen drang nun ins Bewußtsein sehr vieler Katholiken die Erkenntnis, daß eine viel tiefergehende Bewegung eingesetzt hat.

Alle Christen, die unvoreingenommen die Gegenwart sehen und die nüchtern in die Zukunft schauen, sind sich wohl darin einig, daß aus der bisherigen Volkskirche eine Gemeinschaft von reifen, freien und innerlich überzeugten Gläubigen werden soll. Wer aber dieses Ziel herbeiwünscht, muß auch die entsprechenden Mittel bejahen. Ein Prozeß des Reifens und Wachsens ist darum zu begrüßen und zu fördern. Die oft sehr passive Masse muß von einem Sauerteig durchsäuert werden. Dieses Ferment sollte einen möglichst großen Teil des katholischen Volkes zum Gären bringen. Damit ist nicht eine neue Massenbewegung gefordert. Jeder einzelne Christ sollte vielmehr anfangen, sich persönlich den Fragen zu stellen, die in ihm selbst aufsteigen oder die von außen an ihn herangetragen werden. Er sollte lernen, sie selbst durchzufechten und durchzuleiden und die Last der Verantwortung nicht mehr in erster Linie auf andere abzuschieben.

Käme dieser Gärungsprozeß nicht zustande, dann wären die Zukunftsaussichten für die Kirche düster. Selbst wenn nämlich die äußere Marschrichtung geändert würde, wäre nicht viel zu erhoffen. Liefere das kirchliche Volk in Zukunft geschlossen hinter fortschrittlichen Hirten her, wie es früher anders ausgerichteten Hirten gefolgt war, so würde es dadurch nicht reifer. Ein Papst, der sich ganz von der Woge der Erneuerung tragen ließe und das ganze Volk in diese Richtung zöge, würde dadurch noch keineswegs die einzelnen Glieder der Kirche erneuern. Eine innere Umkehr und ein echtes Reifen zur Freiheit können ja nur dann erreicht werden, wenn nicht mehr in geschlossenen Reihen marschiert wird, sondern wenn in jedem einzelnen eine echte Auseinandersetzung ansteht.

Die Entscheidungen des jetzigen Papstes haben – gewiß weitgehend ungewollt – die Kirche nicht in eine neue geschlossene Marschrichtung gebracht. Sie haben vielmehr den begonnenen Prozeß der Aktivierung des einzelnen entscheidend vertieft. Sie haben dadurch mehr bewirkt, als Tausende von Tagungen, von Exerzitien- und Bildungskursen hätten erreichen können. Selbst die Gegner einer tiefgehenden Wandlung können nämlich unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr problemlos in ihrer Haltung verharren. Sie müssen jetzt bewußt zu ihr stehen. Mit dieser Bewußtheit entsteht aber auch in ihnen ein Ferment, das früher oder später seine Sprengkraft zeigen wird. Die Kirche scheint somit auf jenem guten Weg zu sein, der zur individuellen Reifung möglichst vieler ihrer Mitglieder führt.

Normale Unruhe?

Gegen diese Zuversicht können allerdings manche Bedenken geltend gemacht werden. So wird gesagt, die einsetzende Gärung habe im christlichen Volk viel schädliche Unruhe hervorgerufen. Sie habe Parteiungen bewirkt und unreife und leidenschaftliche Stellungnahmen zur Folge gehabt. Die Katholiken seien verwirrt. Überall könne man ja hören, man wisse nicht mehr, woran man sich zu halten habe, und ob denn bis jetzt alles falsch gewesen sei. Die begonnene Erneuerung habe folglich mehr Schaden als Nutzen gebracht.

Die Tatsache dieser Unruhen ist sicher unbestreitbar. Fraglicher, wenn nicht falsch, dürfte jedoch die eben skizzierte Deutung der gegenwärtigen Lage sein, und zwar aus folgendem Grund: Das bisherige Glaubens- und Kirchenbild wirkte

als eine einheitliche und geschlossene Welt auf die Gläubigen. Zentrale und zweitrangige Elemente standen dabei oft auf der gleichen Ebene, da eine einheitliche Autorität alles streng zusammenhielt und gegen Angriffe von außen abschirmte. Diese Festigkeit war jedoch nur möglich, weil außerdem gewaltige affektive Kräfte in dieses Glaubens- und Kirchenbild hineinverwoben waren. Wenn nun heute dieses Bild in Bewegung kommt, dann werden notwendigerweise die entsprechenden affektiven Kräfte in ihrem Nerv getroffen und dadurch in Aufruhr versetzt. Ein Teil von ihnen klammert sich nur um so mehr an das alte und liebgewonnene Bild, während ein anderer Teil sich ebenso leidenschaftlich gegen alles Bisherige wendet. Dabei wohnen beide Tendenzen oft im gleichen Menschen. Da nun der Mensch von seiner Natur her ganz von der Affektivität durchwirkt wird, muß der eben gezeichnete Aufruhr als ganz normal betrachtet werden. Unverständlich kann ihn nur jemand finden, der eine sehr rationalistisch-mechanistische Auffassung vom Menschen hat oder der sich der Illusion hingibt, der Glaube hebe den Menschen in eine idyllische Sphäre hinauf. Gerade diese Illusionen sind aber das eigentlich Gefährliche in der heutigen Situation. Sie bewirken nämlich, daß man mit dem Lauf der Dinge äußerst unzufrieden ist und darum unwillkürlich die Schuld dafür der andern Seite in die Schuhe schiebt. Ein Freund-Feind-Bild wird auf diese Weise aufgebaut. Dieses Bild ballt blindlings neue affektive Kräfte zusammen. Es erhöht dadurch die vorhandene Spannung und Verwirrung. Die entstandene Unruhe kann darum nicht langsam abklingen, sondern wird künstlich neu aufgepeitscht. Es ergibt sich daraus die bisher wenig beherzigte Folgerung: *Wer den jetzigen Zustand für schädlich hält, trägt dadurch entscheidend bei, daß er wirklich schädlich wird. Wer ihn hingegen für normal betrachtet, leistet einen wirklichen Beitrag, daß die schädlichen Nebenwirkungen der aktuellen Krise möglichst gering bleiben.*

Falsche Reaktionen

Eine weitere Schwierigkeit verhindert oft, sich dieser gelassenen und befreienden Einsicht in die gegenwärtige Lage der Kirche zu erschließen. Man mag die Notwendigkeit der Gärung und der Auseinandersetzung anerkennen, aber man glaubt, sie sollte hinter geschlossenen Türen vor sich gehen und sich auf einen Kreis von Spezialisten beschränken. Diese Spezialisten könnten zusammen mit der Hierarchie ganz einheitliche und klare Weisungen ausarbeiten und dadurch das Volk sicher führen.

Diese Ansicht mag zunächst verlockend erscheinen. Unter den Bedingungen der heutigen Massenmedien ist sie aber undurchführbar. Wo entsprechende Versuche in letzter Zeit trotzdem unternommen wurden, haben sie über kurz oder lang gewöhnlich zu lächerlichen und oft gerade zu den gegen-teiligen Folgen geführt.

Über die Art und Weise, wie die Massenmedien heute die Diskussion in religiösen und kirchlichen Fragen führen, haben wir uns zudem keineswegs zu beklagen. Wenn man sich nämlich nur ein wenig danach erkundigt, mit welcher Leidenschaft und Parteilichkeit im letzten Jahrhundert und noch weit in dieses Jahrhundert hinein in der katholischen und liberalen Presse polemisiert wurde, dann kann man nur freudig feststellen, welche Fortschritte in dieser Beziehung erreicht wurden.

Der Haupteinwand gegen den Gedanken, Glaubens- und Kirchenfragen fast ausschließlich von Spezialisten bearbeiten zu lassen, ergibt sich jedoch nicht allein aus seiner praktischen Undurchführbarkeit. Er ist in sich selbst sehr fragwürdig. In der Industrie mag es normal und sogar gefordert sein, daß Spezialisten und Facharbeiter Apparate konstruieren, die andere benutzen können, auch wenn sie vom Funktionieren der betreffenden Apparate nichts verstehen. Eine Gebrauchsanweisung mag ihnen in diesen Fällen genügen. So können die meisten Menschen ganz gut mit einem Auto fahren, auch

wenn sie nicht wissen, wie der Motor und das Differentialgetriebe genau arbeiten.

Mit dem Glauben hingegen verhält es sich anders. Er ist kein äußerer Apparat, dessen man sich nach einer Gebrauchsanweisung bedienen kann. Er ist eine Wirklichkeit, die vor allem die innerste Tiefe des menschlichen Herzens durchwirken soll. Die Reifung dieses Glaubens kann darum nur dort eintreten, wo alle entsprechenden Fragen bis zu dieser Herzentiefe vordringen können. Manche Christen mögen durch solche Fragen zwar eine Zeitlang überfordert sein. Aber diese negativen Auswirkungen sind geringer, als wenn die eigentlichen Fragen vom Innern des Menschen ferngehalten werden. In diesem Fall wird nämlich das Reifen eines persönlichen und mündigen Glaubens fast verunmöglicht, weil es nicht zu einer Auseinandersetzung mit der Realität kommt. Der einzelne wird weiterhin dazu geführt, seinen Glauben vorwiegend auf menschliche Autorität zu bauen. Er lernt dadurch nur schwer, sich ganz dem Absoluten zu öffnen und so die göttliche Autorität in seinem Glauben zu entdecken. Sein Glaube gerät in die bedenkliche Nähe zu einer Ideologie, die als Fremdkörper über die persönliche Selbst-, Welt- und Du-Erfahrung gestülpt wird.

Damit soll keineswegs nahegelegt werden, alle Fragen, die den Glauben betreffen, müßten notwendig allen Menschen einsichtig sein. In der Beziehung zwischen dem Glauben einerseits und den verschiedenen Philosophien und modernen Wissenschaften andererseits gibt es eine Unmenge von Problemen, die nur jenen zugänglich sind, die über das entsprechende technische Rüstzeug verfügen. Es braucht darum Spezialisten, die sich mit Akribie in diese Labyrinth einarbeiten. Was aber von dieser notwendigen und mühseligen Arbeit für den Glauben letztlich bedeutungsvoll sein soll, muß wieder so übersichtlich und klar werden, daß es allen Menschen, die zu einem reifen und mündigen Glauben fähig sind, zugänglich sein kann.

Eine Diskussion, die langsam all das zu formulieren und zu klären versucht, was dumpf im Herzen der meisten Kirchenglieder schlummert, darf also keineswegs als verwerflich betrachtet werden. Sie ist vielmehr – soll die Rede des Zweiten Vatikanischen Konzils vom mündigen Christen nicht ein reines Täuschungsmanöver bleiben – der unbedingt notwendige Weg zum angestrebten Ziel.

Russen, Griechen und Katholiken

«Auf der Sitzung des Heiligen Synods vom 16. Dezember 1969 unter dem Vorsitz des Patriarchen ... wurden die verschiedenen Fälle beraten, wenn Altgläubige und Katholiken sich an die Orthodoxe Kirche wenden, damit an ihnen die heiligen Sakramente vollzogen werden.

Es wurde beschlossen, im Sinne einer Erläuterung zu präzisieren, daß in jenen Fällen, wenn Altgläubige oder Katholiken sich an die Orthodoxe Kirche wenden, damit an ihnen die heiligen Sakramente vollzogen werden, dieses nicht verboten wird.»¹

Dieses lakonische Communiqué des Moskauer Patriarchats wurde in letzter Zeit in Presse und Rundfunk eifrig kommentiert, nicht zuletzt wegen der ablehnenden Haltung, welche die autokephale Kirche Griechenlands zu dieser Erklärung einnahm. Dabei wurden allerdings in den meisten Fällen politische Erwägungen in den Vordergrund geschoben und die theologischen Aspekte in sträflicher Weise vernachlässigt. Zusätzliche Verwirrung stiftete noch die Tatsache, daß einige Kommentatoren nicht beachteten, daß das Patriarchat von Konstantinopel und die Orthodoxe Kirche Griechenlands keineswegs miteinander identifiziert werden dürfen.

Wir wollen deshalb in den folgenden Ausführungen die theologischen und die politischen Aspekte sorgsam auseinanderhalten und uns ausschließlich

Dazu ist weiter zu bemerken, daß die Verwirrung im Volk nicht in erster Linie wegen der Konfrontation mit heiklen Dingen entstanden ist. Sie rührt vielmehr daher, daß bei der raschen Neuorientierung die Notwendigkeit einer breiten Diskussion nicht rechtzeitig gesehen und oft sogar bekämpft wurde. Die Folge war, daß es zu keiner schrittweisen und möglichst umfassenden Vorbereitung und Einführung kam. Immer wieder platzten stoßweise Diskussionsbrocken an die Öffentlichkeit, die oft wie erratische Blöcke liegen blieben. Auf solche Weise mußte unter den Gläubigen einige Verwirrung entstehen. Aber deswegen die öffentliche Diskussion abzulehnen ist ungefähr gleich klug, wie wenn man das Denken verbieten wollte, weil auch Unsinn gedacht werden kann und gedacht wird.

Segensreiche Wirkung

Wir können nun zur Frage zurückkehren, die wir eingangs aufgeworfen haben. Sollen wir in den Trauergesang «o wenn doch der Papst anders wäre» einstimmen? – Der gegenwärtige Papst hat – wohl weitgehend ungewollt – jene Diskussion vorangetrieben und in die breite Öffentlichkeit gebracht, die sich uns als unbedingt notwendig für den Reifungsprozeß des Glaubens erwiesen hat. Er hat damit tatsächlich das geleistet, was in der gegenwärtigen Stunde an erster Stelle zu leisten war. Alle Katholiken, die eine erneuerte Kirche herbeiwünschten, haben damit wohl reichlich Grund, sich an der gegenwärtigen Lage zu freuen. Wenn man daneben von offizieller Stelle nicht immer das zu hören bekommt, was man gerne hören möchte, so ist dies zweitrangig. Solche Spannungen ohne innere Verkrampfung zu tragen, dürfte ein Zeichen wachsender Reife sein. Für die Sache selbst ist ausschlaggebend, daß sich heute etwas anbahnt, was das Konzil noch keineswegs in dieser Breite wecken konnte. Es dringt der Gedanke immer mehr durch, daß es in der gegenwärtigen Stunde der Kirche nicht um einige begrenzte Reformmaßnahmen geht. Die Erneuerung hat dort anzusetzen, wo im Innern jedes einzelnen Glaube und Unglaube, Hoffnung und Zweifel, Mut und Resignation sehr nahe zusammenwohnen.

R. Schwager

mit den Fragen beschäftigen, die durch den vom Moskauer Patriarchat gefaßten Beschluß aufgeworfen werden, wobei wir auch das Problem der sogenannten Altgläubigen ausklammern, da es sich hierbei um eine inner-russische Angelegenheit handelt, die auf eine Spaltung innerhalb der Russisch-Orthodoxen Kirche im Jahre 1666 zurückgeht.

Theologische Aspekte

Stellen wir zuerst einmal fest, daß die Moskauer Entscheidung die Praxis der Russisch-Orthodoxen Kirche an die der Römisch-Katholischen Kirche angleicht. Bekanntlich erlaubte das Zweite Vatikanum in seinem Dekret über die Ostkirchen (Nr. 27), daß diejenigen Ostchristen, «die guten Glaubens von der katholischen Kirche getrennt sind, wenn sie von sich aus darum bitten und recht vorbereitet sind, zu den Sakramenten der Buße, der Eucharistie und der Krankensalbung zugelassen werden. Ebenso ist es Katholiken erlaubt, dieselben Sakramente von nichtkatholischen Geistlichen zu erbitten, in deren Kirche die Sakramente gültig gespendet werden, sooft dazu ein ernstes Bedürfnis oder ein wirklicher geistlicher Nutzen rät und der Zugang zu einem katholischen Priester sich als physisch oder moralisch unmöglich herausstellt».²

Die orthodoxen Kirchen reagierten auf diesen Text eher negativ. Selbst Patriarch Athenagoras erhob seine warnende Stimme. Die katholische Kirche trug diesen Einwänden insoweit Rechnung, als sie im «Ökumeni-

schen Direktorium» vom 14. Mai 1967 für die gottesdienstliche Gemeinschaft die Konsultation der zuständigen Autoritäten der getrennten Ostkirchen empfahl (Direktorium Nr. 42) und mahnte, jeden Anschein eines falschen Proselytismus zu vermeiden (Direktorium Nr. 46).³

Betrachten wir unter diesen Voraussetzungen den Beschluß des Hl. Synods etwas genauer; so springt ins Auge, daß er wesentlich enger gefaßt ist als der entsprechende Passus des Dekretes über die Ostkirchen. Es wird nur gesagt, daß den Katholiken der Empfang der Sakramente in der Russisch-Orthodoxen Kirche nicht verwehrt sei, aber es wird mit keinem Wort darauf eingegangen, ob orthodoxe Gläubige von ihrer Kirche die Erlaubnis besitzen, die Sakramente in einer katholischen Kirche zu erbitten. Damit wurde stillschweigend die Entscheidung des Patriarchen Athenagoras sanktioniert, der 1967 in einer Enzyklika betonte, daß es den orthodoxen Gläubigen nicht gestattet sei, die Sakramente von einem nicht-orthodoxen Geistlichen zu empfangen.⁴

Es wäre deshalb verfehlt, in der Entscheidung des Moskauer Patriarchats beinahe die Herstellung der vollen Kommunion zwischen der Russisch-Orthodoxen und der Römisch-Katholischen Kirche zu sehen, wie dies bestimmte Kreise der Orthodoxen Kirche Griechenlands und der griechischen Presse, nicht ohne Nebenabsichten, andeuteten. In Tat und Wahrheit handelt es sich hier nur um eine den Altgläubigen und Katholiken gegenüber gewährte Duldung der «Communicatio in sacris». («Communicatio in sacris findet statt, wenn jemand an irgendeinem liturgischen Gottesdienst oder gar an den Sakramenten einer Kirche oder kirchlichen Gemeinschaft teilnimmt», definiert das «Ökumenische Direktorium» Nr. 30.) Von einem Recht auf Gegenseitigkeit ist keine Rede.

Die Lehre von den Sakramenten

Denn während die Römisch-Katholische Kirche auf Grund ihrer Sakramentenlehre betont, daß auch die getrennten orientalischen Kirchen «wahre Sakramente» besitzen,⁵ denken manche orthodoxe Theologen anders über die Gültigkeit der Sakramente in der lateinischen Kirche. So schockierend das für manche Katholiken auch klingen mag, ist die Gültigkeit ihrer Sakramente mit Ausnahme der Taufe nach Ansicht verschiedenster orthodoxer Theologen eine höchst umstrittene Frage. Und sie stützen sich in ihrer Argumentation auf kirchliche Traditionen, die durchaus auch von der lateinischen Kirche angenommen werden.⁶

Vereinfachend läßt sich das Problem auf den berühmten Satz Cyprians von Karthago «extra Ecclesiam nulla salus» (außerhalb der Kirche kein Heil) zurückführen. Die Sakramente sind die der Kirche von Christus verliehenen Heilmittel, «Kanäle der Gnade», durch die der Gläubige des Heiligen Geistes teilhaftig wird. Nur innerhalb der Kirche können demnach gültige Sakramente gespendet werden, nur innerhalb der Kirche werden sie zu wahren Quellen des Heils. Wie aber steht es nun mit einer kirchlichen Gemeinschaft, die sich von der wahren Kirche getrennt hat? Ganz vorsichtig formuliert muß man zumindest anerkennen, daß die Kirchenväter in dieser Hinsicht keine einheitliche Meinung vertraten, was nicht zuletzt seine Ursache darin besitzt, daß sie gegen verschiedene Formen des Schismas und der Häresie anzukämpfen hatten.

Nun entwickelte sich die lateinische Sakramentenlehre erst richtig nach der Trennung von Ost- und Westkirche. Die Orthodoxe Kirche, die sich nach 1054 als die einzig wahre und rechthabende Kirche verstand, erkannte die Sakramente der lateinischen «Schismatiker» dementsprechend nicht mehr als gültig an. Es gab Perioden, in denen Katholiken, die zur Orthodoxen Kirche übertraten, sogar nochmals getauft wurden. Ein solcher Fall ist zum Beispiel noch für den Übertritt des melkitischen Bischofs Makarios und seiner Gläubigen im Jahre 1846 bezeugt.

Zu anderen Zeiten war eine gemäßigte Form in Gebrauch, der die Vorstellung zugrunde lag, daß die Sakramente der Schismatiker erst durch einen Akt der wahren Kirche, durch die Mitteilung des Hl. Geistes in der Firmung, wirksam würden. Man begnügte sich dementsprechend mit dem Glaubensbekenntnis und der Firmung, ähnlich der lateinischen Kirche, bei der das Glaubensbekenntnis und die Handauflegung die Form der Wiederaufnahme in die wahre kirchliche Gemeinschaft darstellte.

Ob nun aber die orthodoxen Kirchen das Prinzip der Strenge (akribia) oder der Milde (oikonomia) beim Übertritt von Katholiken zur Anwendung brachten – die einzelnen orthodoxen Kirchen verfolgten hierbei eine oft recht unterschiedliche Praxis –, war doch stets die Ansicht vorhanden, daß die Sakramente der sogenannten Schismatiker nicht den vollen Wert besaßen, sofern man ihnen überhaupt einen solchen zuerkannte.

Unter denjenigen orthodoxen Kirchen, die bis zum heutigen Tage bezüglich der Gültigkeit der Sakramente in der Römisch-Katholischen Kirche schwere Bedenken und Vorbehalte anmelden, stehen zweifellos die Orthodoxe Kirche Griechenlands und das Serbische Patriarchat besonders hervor, während Konstantinopel und insbesondere die Russisch-Orthodoxe Kirche im allgemeinen eher zur Annahme der Gültigkeit neigen. (Diese recht generell gehaltenen Aussagen schließen durchaus nicht aus, daß sich in den genannten orthodoxen Kirchen Theologen finden, die entgegengesetzte Auffassungen vertreten.)

Wie dem jedoch auch sei, so enthält der Beschluß des Moskauer Heiligen Synods noch keine formelle Anerkennung der Sakramente in der lateinischen Kirche. Eine solche würde zum heutigen Zeitpunkt die Orthodoxie in eine schwere Krise stürzen. Aber gleichzeitig ist man einer solchen gegenseitigen Anerkennung der Gültigkeit doch einen Schritt nähergekommen.

Aber man sollte sich vor Illusionen hüten. Denn im letzten handelt es sich hier um ein ekklesiologisches Problem. Bei aller Verschiedenheit der theologischen Meinungen verstehen sich die einzelnen orthodoxen Kirchen als «eucharistische Gemeinschaft», auf die alle Sakramente hingeeordnet sind und in der sie erst ihren vollen Sinn und ihre eigentliche Wirkmächtigkeit erlangen. Und dies setzt nach orthodoxer Auffassung den wahren Glauben in der wahren Kirche als Grundbedingung voraus. Deshalb kann die Interkommunion, die wechselseitige «communicatio in sacris», wie Archimandrit Damaskinos Pappandreu in Anlehnung an einen Artikel in der Zeitschrift «Ekklesia»⁷ bemerkte, niemals «ein Mittel zur Verwirklichung der Einheit der Kirchen» sein. «Die sakramentelle Kommunion ist nicht ein Mittel, durch das sich die Einheit im Glauben verwirklicht, sondern die Frucht und die Krönung dieser Einheit.»

Politische Hintergründe

Betrachtet man die eindeutig ablehnende Haltung, welche die Kirchenleitung der Orthodoxen Kirche Griechenlands und im Anschluß daran auch die griechische Presse gegenüber dem Moskauer Beschluß einnahm, so ist leicht ersichtlich, daß nicht theologische Gründe die eigentliche Ursache sein konnten. Zweifellos besitzt die einseitig gefaßte Entscheidung des Moskauer Patriarchats auch eine kirchenpolitische Seite, und dies führt uns zum politischen Aspekt der ganzen Frage.

Bekanntlich zeigte die Russisch-Orthodoxe Kirche noch in den fünfziger Jahren recht wenig ökumenische Neigungen, besonders der katholischen Kirche gegenüber. Doch in den sechziger Jahren kam die große Wende, und seither herrscht zwischen Russen und Griechen eine heimliche Rivalität, wer die bestimmende Kraft der ökumenischen Bewegung sei, oder, genauer gesagt, wem die führende Rolle innerhalb der Orthodoxie zukomme, Moskau oder Konstantinopel.

Patriarch Athenagoras findet sich zwischen zwei Mühlsteinen. Denn während Moskau versucht, die Vorrangstellung von Konstantinopel zu brechen, träumen offenbar auch gewisse Kreise der Orthodoxen Kirche Griechenlands davon, das ökumenische Patriarchat und das damit verbundene moralische Ansehen und Gewicht für sich selber zu beanspruchen. Die Resultate dieses politischen Spiels sind noch nicht genau abzuschätzen, aber die möglichen Folgen eröffnen erschreckende Perspektiven. Schon jetzt ergeben sich paradoxe Situationen.

Die auf der ökumenischen Linie des Patriarchen Athenagoras liegende Entscheidung Moskaus kann durchaus auch als ein Schlag gegen das Patriarchat von Konstantinopel interpretiert werden. Dieser Verdacht wird bestärkt, wenn man sieht, wie das Moskauer Patriarchat die Errichtung einer autokephalen amerikanischen Kirche betreibt, was den Einfluß des ökumenischen Patriarchen weiterhin zu schmälern droht; denn die griechisch-orthodoxen Gemeinden in Amerika, welche Athenagoras unterstehen, sind für diesen nicht allein wegen der Zahl der Gläubigen, sondern auch als Geldquelle von entscheidender Bedeutung.

Die Ironie des Schicksals will es, daß die Vertreter einer intransigent unökumenischen Haltung, die Orthodoxe Kirche Griechenlands in diesem Fall, als Verteidiger des großen För-

derers der Ökumene (Athenagoras) auftreten. Doch auch hier liegt der Verdacht nahe, daß es nur deshalb geschieht, weil auch Athen hofft, vermehrten Einfluß auf die Gemeinden in Amerika (und deren Gelder) zu gewinnen.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß unter diesen Umständen nicht mehr die theologischen, sondern die politischen Gründe letztlich über eine mögliche Wiedervereinigung der östlichen und der westlichen Christenheit entscheiden. Doch gerade hier wird die theologische Einigung zum ersten und fundamentalen Anliegen. Wo sie einmal besteht, können nicht mehr theologische Argumente für ein politisches Spiel mißbraucht werden.

Robert Hotz

Anmerkungen

¹ ZMP 1970, Nr. 1, S. 5.

² Rahner/Vorgrimmler, «Kleines Konzilskompendium», Herder, Freiburg/Br. 1966, S. 215.

³ Vgl. «Ökumenisches Direktorium», Paderborn 1967, S. 68 ff.

⁴ Vgl. den Text in «Evangelische Welt», Jg. 21, Nr. 11, 1. 6. 1967, S. 312.

⁵ Vgl. Vatikanum II, Dekret über den Ökumenismus, Nr. 15.

⁶ Vgl. Panagiotis Trembelas «Dogmatique de l'Église orthodoxe catholique» III, Chevotogne 1968, S. 48 ff.

⁷ Vgl. «Ekklesia», Nr. 5, 15. 2. 1970 (bezüglich des gemeinsamen Kelchs).

MEMORANDUM ZUR ZÖLIBATSDISKUSSION

Unter den Eingaben, welche die Hierarchie zur ernsthaften Überprüfung und Diskussion des Zölibatsgesetzes auffordern, verdient die nachstehende ob der amtlichen Funktion ihrer Unterzeichner besondere Beachtung. Es handelt sich, wie jetzt bekannt wird, um neun der von der Deutschen Bischofskonferenz in ihre Glaubenskommission als Konsultoren berufenen Theologen,¹ darunter zum Beispiel der Münchner Moraltheologe *Richard Egenter*, der Dogmatiker *Walter Kasper* (Münster) und *Karl Rahner*. Mit ihnen fehlte «eine Reihe namhafter Theologen»² in der Liste der 84 Professoren aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, die am 6. Februar mit einem Aufruf zur Zölibatsfrage an die Öffentlichkeit traten. Sie fehlten dort, weil sie sich, in Wahrnehmung ihrer besonderen Verantwortung als Konsultoren, zu einem besonderen Schritt verpflichtet fühlten. Sie richteten drei Tage später ein sehr eindringliches, von großem Ernst getragenes Schreiben an die Bischöfe, um sie von der Notwendigkeit einer Überprüfung «auf hoher und höchster kirchlicher Ebene» und einer «baldigen Intervention in Rom» zu überzeugen und ihnen eine gründliche Bestandesaufnahme und differenzierte Aufarbeitung des ganzen Problems «ohne Präjudizierung des Ergebnisses» nahezu legen. Von einer Veröffentlichung wurde vorerst abgesehen. Leider blieb aber seitens der Bischöfe jegliche Antwort aus. Mehr als ein Monat ist seit der Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Essen-Heidhausen (16.–19. Februar), der diese Eingabe vorlag, verstrichen. Auch andere Demarchen sind ohne Antwort geblieben.³ So greift immer mehr der Zweifel um sich, ob die deutschen Bischöfe überhaupt bereit sind, in dieser Frage auf verantwortungsbewußte Ratgeber zu hören, auf die realen Probleme einzugehen und mit den Priestern darüber in Dialog zu treten.⁴ Unter diesen Umständen scheint der Weg in die öffentliche Diskussion der einzig mögliche zu sein.

Um den dokumentarischen Charakter voll zu wahren, verzichten wir auf Untertitel und fügen lediglich die Übersetzung zweier lateinischer Ausdrücke in Klammern bei.

Die Redaktion

Die Unterzeichneten, die durch das Vertrauen der deutschen Bischöfe als Theologen in die Kommission für Fragen der Glaubens- und Sittenlehre der Deutschen Bischofskonferenz berufen worden sind, fühlen sich gedrängt, den deutschen Bischöfen folgende Erwägungen zu unterbreiten.

Unsere Überlegungen betreffen die Notwendigkeit einer eindringlichen Überprüfung und differenzierten Betrachtung des Zölibatsgesetzes der lateinischen Kirche für Deutschland und die Weltkirche im ganzen (weil beide Gesichtspunkte nicht gänzlich voneinander getrennt werden können). Ob man diese erneute Prüfung «Diskussion» nennen will oder nicht, ist ein sekundäres, terminologisches Problem. Über die Frage,

wie diese Überprüfung angestellt werden könnte, soll im folgenden noch einiges gesagt werden (vgl. besonders V).

I

Die dringliche Forderung nach einer solchen Überprüfung präjudiziert in keiner Weise eine Entscheidung darüber, was als Ergebnis resultieren soll oder faktisch herauskommt. Diese Petition ist keine Forderung von Gegnern des priesterlichen Zölibats. Die Unterzeichneten haben sich bis jetzt auch gar nicht zu einer gemeinsamen Ansicht darüber verständigigt, was sie über die Sachfrage selbst im einzelnen meinen. Aber sie sind alle davon überzeugt, daß eine solche Überprüfung auf hoher und höchster kirchlicher Ebene angebracht, ja notwendig ist. Nur dazu soll im folgenden etwas gesagt werden, nicht aber schon zum konkreten Inhalt einer solchen «Diskussion» selbst. Die Unterzeichner bitten die deutschen Bischöfe, die hier unternommenen Überlegungen in keiner Weise als eine Bekämpfung des Zölibats selber mißzuverstehen.

Wir sind davon überzeugt, daß die freigewählte Ehelosigkeit im Sinne von Mt 19 nicht nur eine sinnvolle Möglichkeit christlicher Existenz darstellt, die für die Kirche als Zeichen ihres eschatologischen Charakters zu jeder Zeit unabdingbar ist, sondern daß es auch gute theologische Gründe für die Verbindung von freigewählter Ehelosigkeit und priesterlichem Amt gibt, weil dieses Amt seinen Träger eben endgültig und umfassend in den Dienst Christi und seiner Kirche nimmt. In diesem Sinne bejahen wir, was jüngst in dem «Schreiben der deutschen Bischöfe über das priesterliche Amt» zum Zölibat gesagt wurde (vgl. Nr. 45, 4. Absatz; Nr. 53, 2. Absatz).⁵ Und in diesem Sinne sind wir auch davon überzeugt, daß unbeschadet des Ausgangs der Diskussion das ehelose Priestertum eine wesentliche Form des Priestertums in der lateinischen Kirche bleiben wird. Es ist darüber hinaus klar, daß in unserer Kirche für den Weltklerus – im Unterschied zur protestantischen Praxis – auch im psychologischen und gesellschaftlich-öffentlichen Bewußtsein ein eheloses Priestertum als echte und reale Möglichkeit bestehen bleiben muß, wobei das ehelose Leben durchaus als Verpflichtung auch der Kirche gegenüber übernommen wird. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß die schon geweihten Priester selbstverständlich nicht einfach ge-

nerell und durch eine neue, möglicherweise modifizierte Gesetzgebung, wie immer sie ausfallen sollte, aus ihrem Versprechen bei der Weihe entlassen werden könnten. Im Prinzip bleibt der einmal frei übernommene Zölibat verbindlich und kann nicht in eine Verpflichtung auf Widerruf umgewandelt werden.

Von diesen Gründen her braucht eine echte Diskussion des Zölibatsgesetzes die Verwirrung in unseren Priesterseminaren nicht bis zur Unerträglichkeit zu steigern oder zur weitgehenden Suspendierung aller Entscheidungen bei jungen Menschen zu führen. Unsere Bitte ist also auch nicht einfachhin mit der Art der Erörterung oder der «Lösung» dieser Frage in Holland zu identifizieren, wenn auch die gemeinsame Not und die Dringlichkeit des Problems für die ganze Weltkirche nicht außer acht gelassen werden dürfen.

Die Fragerichtung der hier gemeinten Überprüfung geht folglich nur dahin, ob die bisherige Weise, in der die priesterliche Existenz realisiert wird, in der lateinischen Kirche die einzige Lebensform sein könne und bleiben müsse. Die öfter vorgetragenen Einwände gegen eine solche Überprüfung sind bekannt: Es könne konkret nur eine Form des priesterlichen Lebens geben; im Falle der Zulassung anderer Lebensformen sei zu erwarten, daß der ehelose Priester aussterben würde. Wir verkennen diese Gründe nicht. Wer aber von vornherein deswegen eine solche Klärung für überflüssig hält, scheint uns wenig Glauben an die Kraft dieser Empfehlung des Evangeliums und an die Gnade Gottes zu haben, von der er dann an anderer Stelle wieder behauptet, sie – also nicht das bloße «Gesetz» – wirke diese Gnadengabe Christi.

II

Eine solche Überprüfung kann stattfinden. – Es ist theologisch einfach nicht richtig, daß man in neuen geschichtlichen und gesellschaftlichen Situationen etwas nicht überprüfen und in diesem Sinne «diskutieren» könne, was einerseits ein menschliches Gesetz (Gebot der Ehelosigkeit) in der Kirche ist und was als eine anerkannte Wirklichkeit in einem anderen Bereich der Kirche als reale Übung besteht (vgl. die Ostkirchen). Das Gegenteil zu behaupten, wird durch kein ernsthaftes theologisches Argument gestützt. Wenn gesagt würde, der oberste Hirte der Kirche verbiete eine solche «Diskussion» und er habe dafür mindestens psychologisch sehr gute und darum auch schwerwiegende Gründe (weil nämlich eine weitere Diskussion den faktischen Willen zum Zölibat in der Kirche untergrabe), so ist zu dieser Argumentation mindestens folgendes zu sagen:

a) Bei der Stellung, die die kirchliche Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils den Bischöfen zuweist, können die Bischöfe durch eine solche päpstliche Erklärung (sie einmal im obigen Sinne vorausgesetzt) nicht aus ihrer eigenen Verantwortung entlassen werden, diese Frage auch selbst und eigens neu zu überdenken; diese Verantwortung kann ihnen auch der Papst nicht abnehmen. Sie sind keine Beamte des Papstes oder lediglich Exekutoren des päpstlichen Willens, sondern als Kollegium (mit dem Nachfolger Petri) selbst Träger höchster Entscheidungsgewalt in der Kirche. Als solches Kollegium sind sie auch mindestens anzuhörende Ratgeber des Papstes (auch wo der Papst von seiner eigenen Primatialgewalt Gebrauch macht!), selbst wenn ein solcher Rat ungerne gehört würde (vgl. Paulus und Petrus: Gal 2). Um aber diese Aufgabe erfüllen zu können, müssen die Bischöfe unter sich und kollegial in eigener Initiative eine solche Frage prüfen. Wenn schon ein einfacher Untergebener Recht und Pflicht hat, sich zu fragen, ob er dem ihm Übergeordneten nicht in wichtigen Dingen ungefragt Bedenken und Warnungen vortragen dürfe und müsse, um wieviel mehr gilt dies auch für die Bischöfe in der katholischen Kirche, auch gegenüber dem Papst. Und eben dies verlangt eine eigene Prüfung der Angelegenheit.

Es wäre viel besser gewesen, die verantwortlichen Amtsträger der Kirche hätten schon vor ein paar Jahren ernsthaft und genau die entstandene Situation geprüft. Dann wären die notwendigen Überlegungen wahrscheinlich in einer Atmosphäre verlaufen, die der Sache günstiger gewesen und nicht mit so viel Emotionen geladen worden wäre. Dies ändert aber nichts daran, daß die erwähnte Überprüfung heute noch dringender geworden ist.

b) Eine Diskussion ist bekanntermaßen schon im Gang, und es ist eine Tatsache, mit der hart und nüchtern zu rechnen ist, daß diese Auseinandersetzung weitergeht. Wenn sie nicht auf hoher und höchster Ebene fortgeführt wird, dann sicher auf den niedrigeren Stufen (ganz abgesehen von den Massenmedien). Wenn sie aber nur hier weitergeführt wird, dann ist zu erwarten, daß sie Formen annimmt, welche die Bischöfe vor äußerst schwierige Situationen stellen, die sie nicht leichten Herzens zulassen können, z. B. öffentliche Abstimmungen, die ihrer Autorität aufs höchste schaden; kollektiv sich äußern der Ungehorsam; Massenaustritte von Priestern aus ihrem priesterlichen Beruf usw. Es ist – wie schon das Beispiel Roboams im Alten Testament beweist – auch nicht wahr, daß jede Härte in der Aufrechterhaltung einer Position zum Sieg und jedes «Nachgeben» zum Untergang führt (vgl. 1 Kg 11 bis 12). Diejenigen, welche entschieden für die bisherige Zölibatsgesetzgebung eintreten, hätten sich im Laufe der letzten Jahre in einem Geist des Mutes und des persönlichen Engagements auch durch praktisch überzeugende Argumente einsetzen sollen, also in einer «offensiven» Taktik. Stattdessen hat man sich doch weitgehend hinter dem «Gesetz» verschanzt und ließ Regenten, Spirituale und andere an der konkreten Front kämpfen. Diese Situation kommt nun an den Tag und drängt unaufhaltsam nach einer genuinen Antwort.

III

Solche Erwägungen im Sinne einer Überprüfung müssen angestellt werden. – Es ist nicht wahr, daß in dieser Frage alles klar bzw. sicher sei und daß man nur mit Gottvertrauen und Mut an dem Bisherigen festhalten müsse. Man muß ehrlich zugeben, daß die Enzyklika «Sacerdotalis caelibatus» vom 24. Juni 1967 über vieles nichts sagt, worüber hätte gesprochen werden müssen, und daß sie in manchem sogar hinter der Theologie des Zweiten Vatikanischen Konzils zurückbleibt (ganz abgesehen von der gewählten Sprachform, in der über diesen Sachverhalt die Rede ist). Auf jeden Fall ist sie höchst ineffizient geblieben und hat bei jungen Priestern eher den Eindruck erweckt, hier werde etwas verteidigt, was dann doch fallen werde, so wie es in manchen Rückzugsgefechten der amtlichen Kirche geschehen ist (vgl. z. B. nur die verschiedenen Phasen der Liturgiereform). Es ist sehr vieles genauer zu überlegen hinsichtlich psychologischer, soziologischer, rechtlicher, spiritueller, moralischer und theologischer Fragen und im Blick auf die häufig zu sehr übersehenen Probleme der konkreten Lebensform des heutigen ehelosen Priestertums (bis zu den Fragen über auch heute noch unwürdige Formen, unter denen sich die Dispens von der Zölibatsverpflichtung abspielt).

Es ist auch nicht so, daß das ganze Problem des Priestermangels im Zusammenhang dieser Überlegungen keine Rolle zu spielen habe. Natürlich ist der Priestermangel nicht allein durch die Zölibatsverpflichtung bedingt, sondern hat auch viele andere und tiefer liegende Gründe. Es wäre aber dennoch falsch, daraus zu schließen, daß die beiden Dinge gar nichts miteinander zu tun hätten. Wenn ohne Modifizierung der Zölibatsgesetzgebung ein genügend großer Priesternachwuchs nicht zu gewinnen ist – und diese Frage ist auch für unser Land immer noch bedrohlich offen –, dann hat die Kirche einfach die Pflicht, eine gewisse Modifizierung vorzunehmen. Die Überzeugung, daß Gott auf jeden Fall genügend ehelose

Priester durch seine Gnade zu allen Zeiten erwirken werde, ist eine gute und fromme Hoffnung, theologisch aber unbeweisbar, und kann in diesen Überlegungen nicht der einzige, ausschlaggebende Gesichtspunkt bleiben. Gerade die jungen Priester, die noch einen großen Teil ihres priesterlichen Lebens und ein steigendes Ausmaß ihres Dienstes für die Kirche vor sich sehen, fragen sich angesichts dieses akuter werdenden Priester mangels, *wie* diese Lebensprobleme der Kirche und ihres eigenen Amtes in einigen Jahren noch gemeistert werden können, wenn sie selbst einmal größere Verantwortung übernehmen müssen. Für sie genügt der ideale Blick nach rückwärts nicht, auch wenn sie selbst an der von ihnen gewählten Lebensform festhalten.

Es ist auch dringend vor der Argumentation zu warnen, die Zahl der wirklichen Katholiken werde in Zukunft sehr rasch so klein sein, daß auch ein zahlenmäßig kleiner eheloser Klerus genügen werde. Wenn wir vielleicht auch aus den verschiedensten Gründen eine solche Entwicklung in etwa vorauszusehen haben, so darf so etwas dennoch nicht zum Grund eines resignierenden Defaitismus oder zu einer Ideologie des «kleinen Restes» gemacht werden. Die Kirche muß *missionarische* Kräfte zur *Offensive* haben, wo immer eine solche möglich ist. Die bisherige Zölibatsgesetzgebung kann jedenfalls nicht zum absoluten Fixpunkt der Überlegungen gemacht werden, nach dem sich *alle* anderen kirchlichen und pastoralen Erwägungen ausschließlich zu richten hätten. Wenn bei allen «schwersten Bedenken» selbst der Papst offenbar die Vorstellung der Weihe älterer verheirateter Männer («*viri probati*») nicht von vornherein und schlechterdings als indiskutabel zurückweist (sie wird ja auch in einigen Fällen schon praktiziert), dann ist doch schon damit gesagt, daß neue Überlegungen die bisherige Zölibatsgesetzgebung und -praxis überprüfen können. Wir müssen auch – soweit wir unsere Theologiestudenten kennen – gestehen, sehr oft den Eindruck zu haben, daß die jetzige Regelung bei uns in einem nicht unerheblichen Ausmaß nicht bloß zu einer Schrumpfung der Zahl der Priesteramtskandidaten, sondern auch zu einer Senkung der Begabung, damit faktisch der Anforderungen und auch der Einsatzfähigkeit der künftig noch zur Verfügung stehenden Priester führt; dies gilt unbeschadet einer sehr kleinen Zahl hochbegabter Theologen, die nicht selten über ein Zweitstudium zu uns stoßen. Diejenigen, die ihrem Bischof versichern, sie hätten hinsichtlich der Übernahme des Zölibats keine Schwierigkeiten, haben dadurch noch längst nicht bewiesen, daß sie für die Weihe geeignet sind. Dabei bleibt auch die Frage noch offen, wie weit solche Erklärungen wirklich ohne innere Vorbehalte gegeben werden und von den Bischöfen ernst genommen werden können. Jüngste Erfahrungen belegen dies fast überall. Die gegebenen oder zu befürchtenden Abstimmungsergebnisse über den Zölibat unter den Alumen veranlassen ihrerseits *sehr ernste* Bedenken. Die wirkliche Lage ist in den meisten Konvikten und Seminaren höchst alarmierend.

IV

Wo es sich um eine Sache handelt, die kein Dogma im strengen Sinne ist, hat auch ein kirchlicher Gesetzgeber die Pflicht, die Auswirkungen seiner Gesetzgebung (einschließlich des Festhaltens an einer solchen) gebührend mitzuberücksichtigen. Dabei muß zuerst an jene Auswirkungen gedacht werden, die einerseits voraussehbar sind und andererseits einen größeren Schaden (im Vergleich zum Guten seiner Absichten) bewirken. Dies gilt auch dann, wenn diese Auswirkungen (an sich) nicht zu sein brauchten und in gewisser Weise eine nicht sein sollende Reaktion derer darstellen, die von einem solchen «Gesetz» betroffen werden. Auch ein kirchlicher Gesetzgeber kann nicht bloß sagen: Unser «Gesetz» und unsere Absichten sind an und für sich inhaltlich gut, formal legitim und können

nur gute Folgen haben, sofern dieses «Gesetz» (wie es sein sollte) beachtet wird. Jeder Gesetzgeber muß auch die *faktischen* Folgen seiner Anordnungen mitbedenken. Diese einfache, im ersten Augenblick abstrakt erscheinende, aber keineswegs nebensächliche Erwägung scheint nicht überall hinreichend angestellt zu werden. Wir haben diese Frage schon objektiv von seiten der Erfüllung des kirchlichen Auftrags und des Amtes her in den Blick gefaßt (Vorrangigkeit des pastoralen Heildienstes, Priester mangel, qualitative Anforderungen an den Priester usw.). Dieses Problem ist aber auch von der Realisierbarkeit des ehelosen Lebens des heutigen jungen Priesters her zu bedenken (vgl. z. B. die Frage der häuslichen Versorgung – «Haushälterin»; die zunehmende Vereinsamung und der Verlust echter «Anerkennung» bei vielen Priestern inmitten vieler Gemeinden; die Unsicherheit des Priesterbildes; die Entscheidungsschwäche und die psychische Labilität vieler junger Menschen, heute auch derer, die Priester werden wollen; die grossen Schwierigkeiten für den durchschnittlichen Menschen, in der heutigen sexuell überreizten Gesellschaft ein «gesundes» eheloses Leben führen zu können usw.). Die dadurch im ganzen stark veränderte Situation ist für sich noch kein durchschlagendes Argument *gegen* das Zölibatsgesetz, verlangt aber eine sehr ernsthafte Überprüfung der Frage unter *sehr vielen* Gesichtspunkten.

V

1. Diese Neuüberprüfung der Zölibatsfrage müßte von den deutschen Bischöfen zunächst unter sich geschehen. Selbstverständlich wären dabei Fachleute aus allen Gebieten heranzuziehen, die für eine wirkliche Klärung dieser Frage in Betracht kommen. Es ist auch nicht einzusehen, warum hierbei nicht unbefangene unmanipulierte und wirkliche Vertretungen der Priester und vor allem der jüngeren Geistlichen herangezogen werden könnten. In einem anderen Falle würde der Episkopat nur den Eindruck erwecken, er glaube gar nicht wirklich an die innere Kraft der evangelischen Empfehlung des ehelosen Lebens «um des Himmelreiches willen», sondern nur an die Macht einer formalen Autorität. Eine solche *positive* Bestandaufnahme und Aufarbeitung des Problems muß auch deswegen stattfinden, weil die *Sache* des Zölibats selbst unter den Bedingungen der heutigen Öffentlichkeit und Gesellschaft – soweit dies nur geht – bei allem Wissen um sehr deutliche Grenzen dieses Bemühens verständlich und sinnvoll dargestellt werden muß. Er wird ein «Ärgernis» bleiben, aber dies entbindet nicht, ihn mit den besten Gründen werbend zu empfehlen, falls eine Überprüfung ernsthaft angestellt wird und zu positiven Ergebnissen kommen kann (vgl. auch oben Abschnitt I). Wenn wir auch wissen, daß der Zölibat primär eine Frucht geistlicher Erfahrung ist, so müssen wir doch auch als Vertreter der theologischen Wissenschaft auf diese *positive*, klärende und unumgängliche Funktion einer Überprüfung aufmerksam machen.

2. Wir sind darüber hinaus auch der Überzeugung, daß der deutsche Episkopat bei Paul VI. für eine ernsthafte Überprüfung der Zölibatsgesetzgebung und seiner eigenen Erklärungen und Maßnahmen eintreten sollte. Dazu haben die Bischöfe das Recht und nach unserer Meinung in der heutigen Situation auch eine wirkliche Pflicht. Eine echte «Diskussion», die schon längst an die Stelle des öffentlichen Geredes hätte treten sollen, würde auch hier kein Präjudiz für eine negative Lösung der Frage bedeuten. Eine solche Überprüfung sollte nicht unter der Voraussetzung erfolgen, Kirche und Papst ständen einfach vor dem Dilemma, den Zölibat «abzuschaffen» oder ohne jede Nuance an der bisherigen Gesetzgebung und Praxis festzuhalten. Dieses Dilemma besteht in dieser Form nicht. Wir sind der Überzeugung, daß diese Frage von Rom nur in einer wirklich echten und kollegialen Zusammenarbeit mit dem Episkopat der Welt geklärt werden kann. Jedes weitere

Vorgehen nach Art der letzten Schritte gefährdet die effektive Autorität des kirchlichen Amtes (des Papstes und der Bischöfe) auf das äußerste.

Wir bitten die deutschen Bischöfe angesichts der jüngsten Entwicklungen in dieser Frage um eine baldige Intervention in Rom. Die Erfahrungen, die man mit *«Humanae vitae»* und auch in dieser unserer Frage (gerade in den letzten zehn Tagen) bisher gemacht hat, zeigen, was sich ereignet und wie die Schwierigkeiten sich geradezu tragisch steigern, wenn diese Zusammenarbeit fehlt. Eine solche Meinung bestreitet oder beschränkt den päpstlichen Primat nicht. Sie ist nur die Anwendung des selbstverständlichen Satzes, daß auch der Papst bei seinen Entscheidungen die *«apta media»* (geeigneten Mittel) zur Findung einer richtigen Entscheidung anwenden muß. In der heutigen Situation gehört eine solche Zusammenarbeit mit dem Weltepiskopat, die kein bloßes *«Scheingefecht»* ist, praktisch für solche Fragen wie die eben genannten zu diesen *«apta et – hodie necessaria – media»* (geeigneten und heute notwendigen Mitteln).

Unsere Stellungnahme wird man vielleicht mit dem Urteil der Zwiespältigkeit oder gar der Widersprüchlichkeit belegen oder übergehen. Die tatsächlichen Schwierigkeiten liegen aber in der vielfach verwirrten objektiven Situation, die ein Ergebnis vieler Faktoren ist. Wir wollten uns dieser Lage stellen, ohne die Kraft und den Anspruch des Evangeliums zu übergehen. Wir haben den deutschen Bischöfen keine Vorschriften zu machen. Wir haben aber das Recht und die Pflicht, in dieser notvollen Situation den Mitgliedern der Deutschen Bischofskonferenz auf Grund unseres Amtes als Theologen und unseres

Auftrags als Konsultoren in aller Ehrfurcht vor ihrem hohen und verantwortungsvollen Amt zu sagen, daß sie in der Zölibatsfrage eine neue Initiative ergreifen müssen und weder durch die bisherige Praxis der Kirche noch durch die Erklärungen des Papstes allein sich davon dispensiert halten dürfen.

9. Februar 1970.

Anmerkungen

¹ Die Gesamtheit der Konsultoren (Unterzeichner und Nichtunterzeichner) sind: L. Berg, A. Deissler, R. Egenter, W. Kasper, K. Lehmann, K. Rahner, J. Ratzinger, L. Scheffczyk, H. Schlier, R. Schnackenburg, O. Semmelroth.

² Herder-Korrespondenz Nr. 3, März 1970, Seite 137. Das Heft bringt neben einer ausführlichen Dokumentation (u. a. die holländischen *«Empfehlungen»* zum Priesteramt und den *«offenen Brief»* der deutschen Priestergruppen) einen eingehenden, sehr ausgewogenen und nach verschiedenen Seiten, auch gegenüber den Bischöfen und dem Papst, *«harten»* und realistischen Leitartikel zur Zölibatsfrage.

³ So dem Vernehmen nach die Eingabe der Konferenz der Leiter der Priesterseminare (*«Regentenkonferenz»*), die ebenfalls unveröffentlicht auf die Vollversammlung der Bischofskonferenz in Essen hin erfolgte.

⁴ Den Vertrauensschwund auf Seiten der Priester gegenüber den Bischöfen beklagt auch ein Schreiben der Anfang März in Ellwangen versammelten Priesterseelsorger. Die pauschale *«Mitteilung»*, man glaube nicht mehr an den Dialog mit den Bischöfen, bezieht sich aber zunächst auf die Bischöfe als Gruppe (Bischofskonferenzen), sie schließt also nicht aus, daß es einzelne Bischöfe gibt, die sich persönlich dem Dialog stellen.

⁵ Die im November 1969 von den deutschen Bischöfen verabschiedete *«Biblisch-theologische Handreichung»*, an der Exegeten und Systematiker mitgewirkt haben, ist inzwischen als *«Schreiben der deutschsprachigen Bischöfe über das priesterliche Amt»* (Paulinus-Verlag, Triest) erschienen (Anm. der Red.).

GÜNTER GRASS SUCHT SEINEN ORT

Der Verkaufserfolg von Günter Grass' drittem Roman *«Örtlich betäubt»* war zwar in der Schweiz und in Österreich nicht so groß wie in der deutschen Bundesrepublik, wo er sich seit Monaten im Spitzenfeld der Bestsellerliste hält. Das ist um so erstaunlicher, als die Literaturkritiker das Buch fast einhellig negativ beurteilen.

Rolf Becker bezeichnete es schon vor dem ersten Verkaufstag als *«mäßig mit Malzbonbons»* (*«Der Spiegel»*, 11. 8. 1969). Die Hamburger *«Zeit»* mobilisierte gleich drei ihrer Starkritiker. Horst Krüger fand den Roman *«schief angelegt, er hängt in der Vergangenheit über, er ist in der Gegenwart blaß und überraschend unsinnlich für Zeitgenössisches»* (22. 8. 1969). Für Marcel Reich-Ranicki war das Ganze *«eine Müdeheldensoße»* (29. 8. 1969), und Helmuth Karasek stellte resignierend fest: *«Das Buch gibt Pfötchen, anstatt die Zähne zu zeigen»* (5. 9. 1969). Ähnlich lauten die Voten von Jost Nolte in der *«Welt»* vom 14. August 1969 (*«Das Dreieck»* der Hauptpersonen *«ist konstruiert, und konstruiert wirkt auch der übrige Besetzungsplan ... konstruiert wirkt auch die Erzählweise»*); von Eric A. Peschler in der *«Weltwoche»* vom 29. August 1969 (*«Örtliche Potenzstörungen»*); von Dietrich Segebrecht in der FAZ vom 16. August 1969 (*«Kein neues Bißgefühl»*); von Klaus Peter Dencker in der österreichischen *«Furche»* vom 4. Oktober 1969 (*«Thematisierte Mittelmäßigkeit»*); von Manfred Moschner in der Wiener *«Presse»* vom 13./14. September 1969 (*«Die Prosa ist anämisch geworden»*) usw. usw. Selbst ein Beobachter wie Paul Konrad Kurz, welcher der modernen Literatur und insbesondere Günter Grass mit soviel Sachkenntnis und Wohlwollen entgegenzukommen bemüht ist, kann an dem ungünstigen Eindruck kaum etwas ändern (*«Das verunsicherte Wappentier»*, in *«Stimmen der Zeit»*, Dezember 1969). Immerhin tanzt Werner Ross aus der Reihe, wenn er notiert: *«(Örtlich betäubt) ist hochgradig Literatur, beansprucht, Kunst-Werk, Komposition zu sein»*, und abschließend meint, *«daß hier die erste saftige, pralle, lebensstrotzende Allegorie der deutschen Wirtschaftswunderzeit gelungen sei»* (*«Publik»*, 21. 11. 1969).

Nun hätte es wenig Zweck, diesen Kritiken eine weitere hinzuzufügen, die außerdem mit der Mehrzahl der genannten übereinstimmen würde. Allerdings bleibt die Frage offen, warum der Roman bei der zünftigen Kritik durchgefallen ist,

wogegen er beim Leserpublikum offenbar so gut ankommt. Bereits wenige Tage nach seinem Erscheinen druckte der Luchterhand-Verlag das 80. Tausend! Man wird da unwillkürlich an die Feststellung des französischen Literatursoziologen Robert Escarpit erinnert: Der werbetechnische Effekt einer guten Kritik sei demjenigen einer schlechten ungefähr ebenbürtig; Hauptsache: die betreffende *«Ware»* kommt ins Gespräch! Und eben hier war es so. Der Roman des berühmten Autors wurde allenthalben mit Spannung erwartet. Nicht allein deshalb, weil sich sein Inhalt weitgehend mit dem des Theaterstückes *«Davor»* deckte, womit übrigens Grass seit dem Frühjahr 1969 bis heute gar kein Glück hatte. Zur Popularität des Schriftstellers hat vor allem seine rege Propagandatätigkeit für die SPD erheblich beigetragen. Er nahm an doppelt so vielen Wahlveranstaltungen teil – es waren etwa hundert – als vier Jahre zuvor. Am 11. August brachte überdies *«Der Spiegel»* sein Portrait auf der Titelseite. All das und der kurz darauf erfolgte Sieg des von ihm auf den Schild gehobenen Willy Brandt lassen das große Interesse von Freund und Feind an dem Buch begreiflich erscheinen.

Nachdem inzwischen die ersten Wogen der Aufregung einigermaßen abgeebbt sind, darf wohl ein Rückblick auf die Genesis des Romanautors von der *«Blechtrommel»* (1959) über die *«Hundejahre»* (1963) bis zu *«Örtlich betäubt»* (1969) gewagt werden. Vielleicht wirft dieser Versuch auch einiges Licht auf die Krise des modernen Romans, von welcher in seltsamer Hartnäckigkeit immer wieder die Rede ist.

Vergangenheit und Gegenwart

Oskar Matzerath, der zwerghaft verkrüppelte Ich-Erzähler der *«Blechtrommel»*, schickt sich an, seine Lebensgeschichte aufzuzeichnen. Sie beginnt mit seiner Großmutter, ein Vierteljahrhundert vor seiner Geburt 1924, und reicht bis 1954. Jedoch: *«Wie fange ich an? Man kann eine Geschichte in der Mitte beginnen und vorwärts wie rückwärts kühn ausschrei-*

tend-Verwirrung anstiften. Man kann sich modern geben, alle Zeiten, Entfernungen wegstreichen und hinterher verkünden oder verkünden lassen, man habe endlich und in letzter Stunde das Raum-Zeit-Problem gelöst. Man kann auch ganz zu Anfang behaupten, es sei heutzutage unmöglich, einen Roman zu schreiben, dann aber, sozusagen hinter dem eigenen Rücken, einen kräftigen Knüller hinlegen, um schließlich als letztmöglicher Romanschreiber dazustehen. Auch habe ich mir sagen lassen, daß es sich gut und bescheiden ausnimmt, wenn man anfangs beteuert: Es gibt keine Romanhelden mehr, weil es keine Individualitäten mehr gibt, weil die Individualität verloren gegangen, weil der Mensch einsam, jeder Mensch gleich einsam, ohne Recht auf individuelle Einsamkeit ist und eine namen- und heldenlose einsame Masse bildet» (Bt. 11 f.).

Nach dieser literaturwissenschaftlichen Einleitung, deren ironischer Tonfall dem aufmerksamen Leser in die Augen springt, folgt Oskars Bericht in chronologischer Reihenfolge, wie wir es von den klassischen Romanen des 19. Jahrhunderts mit ihrem allwissenden Erzähler gewohnt sind. Man hat nicht zuletzt deshalb in der «Blechtrommel» die Wiedergeburt des traditionellen epischen Stils gefeiert. Doch der Schein trügt. Nicht nur ist Oskar kein «Held» im überlieferten Sinn, auch die Erzählweise erscheint merkwürdig verfremdet. Es wäre ein Mißverständnis, wollte man Oskar realistisch auffassen – als ob es einen solchen Menschen wirklich gegeben hätte bzw. geben könnte – oder ihn gar mit dem schreibenden Autor identifizieren, dem dieser seine Worte in den Mund legt. Oskar ist vielmehr eine Kunstfigur, ein artifizieller Kunstgriff des Autors, der ihm zunächst einmal zu der erforderlichen epischen Distanz verhilft.

Oskar ist gekennzeichnet durch ein Minimum an Körperlichkeit – eine Krankheit hemmte das Wachstum des Dreijährigen – und durch ein Maximum an Reflexion, welches dem eines intelligenten Erwachsenen mindestens gleichkommt. Er ist von seiner Umwelt, von der Gesellschaft isoliert wie ein Fremdkörper unter einer Glasglocke. Das zeigt sich zum Beispiel daran, daß seine sexuellen Erlebnisse ohne irgendwelche seelischen Kontakte stattfinden, nur eben triebhaft-biologisch ablaufen. Oder auch daran, daß er sich in keiner Weise menschlich-geistig entwickelt noch, gleich den Helden der früheren Bildungsromane, am Ende als nützliches Glied in die Gesellschaft einordnet. Oskar, dieses solcherart vereinsamte und deformierte Sprachrohr des Erzählers, bietet dem Autor eine Erzähl-Perspektive außerhalb der Sicht, welche die Gesellschaft sonst üblicherweise hat. Einen Standpunkt unterhalb des menschlichen Normalhorizontes, der nicht nur alles aus der Nähe und von unten erblickt, sondern zugleich auch krankhaft verzerrt wiedergibt. In diesem Roman wird die Nacht- und Schattenseite einer Kleinbürgerschicht geschildert, frei von allen tabuistischen Vorurteilen der Gesellschaft, ebenso frei von Zynismus wie von Scham. So gesehen trafen jene bekannten Anklagen wegen angeblicher Obszönität und Verhöhnung der religiösen, zumal der katholischen Gefühle

Bibliographische Hinweise:

- Günter Grass, Die Blechtrommel, Luchterhand (einmalige Sonderausgabe), Neuwied März 1966 (zitiert Bt.).
 Ders., Hundejahre, Luchterhand, Neuwied 1963.
 Ders., Örtlich betäubt, Luchterhand, Neuwied 1969 (zitiert öb.).
 Ders., Über das Selbstverständliche. Politische Schriften. dtv-report, Mai 1969.
 Ders., Die Plebejer proben den Aufstand. Ein deutsches Trauerspiel. Luchterhand, Neuwied 1966.
 Ders., Davor. In «Theater heute», April 1969, Seite 41 f.
 Wilhelm Johannes Schwarz, Der Erzähler Günter Grass. A. Francke AG, Bern 1969.
 Theodor Wieser, Günter Grass, Porträt und Poesie. Luchterhand, Neuwied 1968.
 Gert Loschütz, Von Buch zu Buch – Günter Grass in der Kritik. Luchterhand, Neuwied 1968.

neben das Ziel. Diese schockierenden Bosheiten entsprangen wohl weniger der Absicht, die heuchlerische Mentalität des nachkriegsdeutschen Establishments zu demaskieren, als der speziellen epischen Perspektive, welche die Dinge in einem unbarmherzig grellen Licht darstellt.

Aber auch Oskars Sprache, die Sprache der «Blechtrommel», ist insofern nicht wörtlich zu nehmen, als sie ebenfalls eine artifizielle Kunstsprache ist. Sie artikuliert lediglich das monstruöse und kalt registrierende Bewußtsein Oskars, dieses verkrümmten Hohlspiegels der Welt, und vermeidet jede echte menschliche Kommunikation. In den 700 Seiten des Romans kommt kein einziger lebendiger Gedankenaustausch, kein wirkliches Gespräch zustande. Dagegen erlaubt diese Sprachform dem Autor jene hemmungslose, geradezu erschreckende Realistik und Phantastik, welche zuallererst seinen Ruhm begründet hat.

Trotzdem ist Oskar keine einheitliche Gestalt, er ermangelt einer selbstbewußten Subjektivität. In irritierender Willkür wechselt sein Bericht fortwährend zwischen der ersten und der dritten Person. Längere Abschnitte werden von Oskars Krankenpfleger mitgeteilt: «Bruno schreibt jetzt ...» (Bt. 504 und öfters). Ja, bisweilen sieht sich der Autor selbst genötigt, seinem fiktiven Erzähler zu Hilfe zu eilen: «Ich möchte jedoch bei der Wahrheit bleiben, Oskars Feder in den Rücken fallen und hier berichtigen ...», heißt es etwa zu Beginn des Kapitels «Er liegt auf Saspe» (Bt. 290). Das hindert freilich nicht, daß in dem ganzen Buch immer dieselbe Sprache, derselbe unverwechselbare Grass'sche Tonfall durchgehalten wird.

Bewältigung der deutschen Vergangenheit?

Es ist eine weit verbreitete und dankbar angenommene Meinung, mit der «Blechtrommel» habe Günter Grass einen wesentlichen literarischen Beitrag zur Bewältigung der deutschen Vergangenheit geleistet. Die Auffassung stützt sich vor allem auf den Umstand, daß Grass alle Dinge, auch und gerade die ängstlich verdrängten Bereiche, mit brutaler Rücksichtslosigkeit beim Namen nennt. Dennoch muß diese Meinung mit einem Fragezeichen versehen werden. Just im dritten Teil des Romans, der das erste Nachkriegsjahrzehnt in Deutschland betrifft, löst sich der kontinuierliche Fluß der Erzählung mehr und mehr in Einzelepisoden, die Geschichte in Geschichten auf. Als ob der Verlust der zeitlichen Distanz, das heißt die andrängende Gegenwart der Visionen und Einfälle, die formende, ordnende Ökonomie überwuchert hätte. Das konstruktive Erzählprinzip wird durch das Prinzip der bloßen Addition abgelöst, was den Eindruck des Unverbindlichen, Beliebigem erweckt. Dazu paßt die sattsam bekannte Ideologiefindlichkeit von Grass. «Unser Grundübel ist der Idealismus», schreibt er an einen Freund («Der Spiegel», 11. 8. 1969). In der Tat, Oskar, dem Erzähler der «Blechtrommel», fehlt jedes Verantwortungsgefühl, denn er hat ja keine Übersicht, höchstens eine Untersicht von der Welt. Und von einer Katharsis oder Läuterung ist, wie wir sahen, nirgends eine Spur. Auch sie wäre ideologieverdächtig. Grass meint denn auch in demselben Brief, daß ihm «der politische Kleinkram ... immer noch Spaß macht: ich rieche gerne den Mief, zu dem ich gehöre».

Wohl das meiste von dem bisher Gesagten gilt auch für die «Hundejahre», den zweiten großen Roman von Günter Grass. Walter Matern, eine zentrale Gestalt des Buches, wechselt, ohne Opportunist zu sein, seine Überzeugungen wie die Kleider: Kommunismus, Nationalsozialismus, Katholizismus, Antifaschismus. Das umfassende Welt-Bild, das Grass hier abermals entwirft, schwankt eigentümlich zwischen Groteske und Tragödie und löst sich gegen Ende noch stärker als in der «Blechtrommel» in einzelne Bilder und Bildchen auf. In dem Roman, der in der jüngsten Vergangenheit spielt, tauchen sehr viele namentlich-aktuelle Bezüge, zumal politische, auf. Der aggressive sprachliche Realismus ist der gleiche geblieben, aber er wird nicht mehr durch den körperlich und geistig verun-

stalteten <Erzähler> motiviert. Jetzt ist ein Autoren-Kollektiv am Werk. Im ersten Teil Brauksel, alias Eduard Amsel oder «Goldmälchen» beziehungsweise der Verfasser selbst. Im zweiten Teil schreibt Harry Liebenau «Liebesbriefe» an seine Cousine Tulla, wobei die letzten siebzig Seiten aus zahllosen Passagen bestehen, welche mit dem anonymen «Es war einmal ...» eingeleitet werden. Der dritte Teil wird von Matern, abwechselnd in der ersten und dritten Person, erzählt, unterbrochen durch eine längere Diskussion am Westdeutschen Rundfunk, Köln. Alle <Autoren> schreiben aus verschiedenen Schichten der Erinnerung, aber chronologisch und, wie in der <Blechtrummel>, stets dieselbe Sprache. Man sieht eigentlich nicht recht ein, welche epische Funktion dieses aufwendige Autorenkollektiv zu erfüllen hat. Davon abgesehen wird man *Walter Jens* zustimmen, daß die <Hundejahre> «als eine einzige, variationsreich verschleierte Wiederholung der <Blechtrummel>» zu lesen sind und als deren Fortsetzung bis in die Gegenwart (<Die Zeit>, 6. 9. 1963).

Sozialkritischer Zeitroman

Nun liegt also seit einem halben Jahr der dritte Roman von Grass vor, <Örtlich betäubt>. Sein Umfang macht nur etwa ein Drittel desjenigen der beiden anderen aus. Ziemlich das einzige, worin er mit ihnen übereinstimmt, sind die Dreiteilung sowie ein paar Namen, die wieder auftauchen. Die Fabel ist diesmal auf ein Minimum reduziert: Frühjahr 1967. Der 17jährige Gymnasiast Scherbaum will aus Protest gegen die Zustände in Vietnam seinen Dackel auf dem Kurfürstendamm mit Benzin übergießen und anzünden, damit den «kuchenessenden Huttöpfen» auf der Terrasse des Hotels Kempinski der Leckerbissen im Hals stecken bleibt. Seine Freundin Vero bestärkt ihn in seinem Vorhaben, während ihn sein Lehrer Starusch davon abbringen möchte. Dieser ist übrigens niemand anderer als jener «Störtebecker», der Anführer der berüchtigten «Stäuberbande» aus der <Blechtrummel>. Starusch, der Ich-Erzähler, verbringt den ersten und den dritten Teil des Romans auf dem Behandlungsstuhl seines Zahnarztes, wo sein Vorbiß zuerst am Oberkiefer, dann am Unterkiefer korrigiert wird. Mit dem Zahnarzt bespricht er seine Anliegen, im mittleren Teil, der die Behandlungspause ausfüllt, telephonisch. «Das erzählte ich meinem Zahnarzt», hebt der Roman an. Häufig handelt es sich auch um imaginäre Gespräche bei blockiertem Mund oder um «innere Dialoge» und Reminiszenzen, die sich aus dem Fernsehprogramm ergeben, das der Zahnarzt zur Ablenkung der Patienten eingeschaltet hat. Dabei erfährt der Leser reichliche Belehrung über die Zementfabrikation und über die Geschichte der Zahnheilkunde. Weitere Personen, wie Staruschs Kollegin Seifert und seine ehemalige Verlobte Sieglinde, Tochter des Exgenerals Krings, spielen weniger bedeutende Nebenrollen. Kurz und gut, der Dackel wird nicht verbrannt, und Scherbaum gibt sich mit der Bewilligung einer Raucherecke neben dem Fahrradschuppen der Schule zufrieden. Die Bekehrung eines tatendurstigen Jungen zu demokratischem Reformdenken ist gelungen.

Demnach geht es in dem sozialkritischen Zeitroman um den Konflikt zwischen einer revolutionären Jugend und den Erwachsenen, die sich nach ihren eigenen Jugenderfahrungen in der Naziära mit dem Wirtschaftswunderleben so leidlich arrangiert haben. «Zumindest sollten Sie versuchen, die Welt in ihrer Vielgestalt und Widersprüchlichkeit zu verstehen», mahnt Starusch seinen Schüler, der ihm antwortet: «Ich will nicht verstehen. Verstehen Sie mich!» (öb. 224). Der Konflikt wird indes nicht gelöst, sondern abgeblasen, wohl des langen und breiten diskutiert, aber nicht entschieden. «Auch Scherbaum wird zu einem stehenden Gewässer. Da ihn die Welt schmerzt, geben wir uns Mühe, ihn örtlich zu betäuben» (öb. 293). Zwar nähren die zahlreichen Seitenhiebe gegen die «Silberzunge» Kurt Georg Kiesinger den Verdacht, daß Grass mit seinem «Romanino» (wie er ihn nannte) außer der

gesellschaftskritischen Hauptabsicht auch eine politische Nebenabsicht verfolgt habe. Trotzdem, die Kritik bleibt im Ungenauen, Ungefähren stecken, weil sie über kein Kriterium verfügt, über keinen Maßstab, nach welchem gemessen werden könnte. Denn «ich hasse Bekenntnisse, ich hasse Opfer. Hasse Glaubenssätze und ewige Wahrheiten. Ich hasse das Eindeutige» (öb. 289). Das ist einer der Schlüsselsätze zum Verständnis von Grass' Anliegen.

Mit diesem inhaltlichen Befund stimmt die formale Struktur des Romans überein. Er nimmt sich aus wie ein Exempel zu der oben zitierten romantheoretischen Glosse, die am Anfang der <Blechtrummel> steht. «Die Gleichzeitigkeit einer Vielzahl von Tätigkeiten will beschrieben werden» (öb. 24). Die Erzählung schreitet nicht mehr chronologisch voran, sie wird vom Zahnarztstuhl aus nach verschiedenen Richtungen hin aufgefächert und endet wieder am Ausgangspunkt: «Nichts hält vor. Immer neue Schmerzen» (öb. 358).

Der Stil erinnert im Gegensatz zu früher an berühmte Vorbilder, an <Berlin Alexanderplatz> von Alfred Döblin, den Grass gerne seinen Lehrmeister nennt, an Max Frischs <Gantenbein> und an Martin Walsers <Einhorn>. Die kaleidoskopartig ineinander geschobenen Erzählebenen, die rasch wechselnden Montagen und Collagen bilden den unübersichtlichen ideologischen Pluralismus der Zeitgenossen ab. Grass bestätigt: «<Örtlich betäubt> meint gleichzeitig und über den zahnmedizinischen Anlaß hinaus den Gesellschaftszustand» (Luchterhand, ad lectores, September 1969, Seite 6). Oder hängt dieser fragmentarisch zersplitterte Stil mit der Art und Weise zusammen, wie Grass seinen Stoff behandelt hat, einmal episch, einmal dramatisch? Man weiß ja zur Genüge, daß zum Beispiel bei der nachträglichen Dramatisierung (Verfilmung!) eines Romans gewöhnlich die geschäftlichen Interessen überwiegen. Denn die Verschiedenheit zwischen den epischen und den dramatischen Gestaltungsprinzipien ist größer als ihre Ähnlichkeit. Und es ist fast ebenso schwierig, einen Roman in ein Theaterstück zu verwandeln, wie eine Plastik in ein Gemälde zu transponieren – und umgekehrt. Demgegenüber erklärte Grass in einem Interview: «Ich habe das Stück und diese Geschichte parallel geschrieben – hin und her geschrieben ... Weil das eigentlich ein Doppeleinfall war – ein Theatereinfall und ein Prosaeinfall, und weil mich der Arbeitsvorgang gereizt hat, das Hin- und Herschreiben» (<Theater heute>, April 1969, Seite 34). Man darf annehmen, daß das Vergnügen an dieser Arbeitsweise größer war als deren künstlerischer Ertrag.

Am meisten haben sich jedoch die Liebhaber der <Blechtrummel>, und deren gibt es viele, über die – bei Grass völlig ungewohnt – farblose, flache Sprache gewundert, die aus «Sprechblasen», «telegener Geisterhand» oder aus dem «nichtenden Nichts» nur wenige Glanzlichter bezieht. Auch die großartigen «Einfälle» von früher sind verblaßt. Mit Wehmut erinnert man sich an die fünf braunen Röcke von Oskars kaschubischer Großmutter, an die magischen Trommeln, die Glas zersingende Stimme, oder an die dämonischen Vogelscheuchen und die satirischen Mehlwürmer der <Hundejahre>. Es ist ja nicht zu leugnen: Der Zahnarztstuhl ist ein ungünstiger Platz für einen Geschichtenerzähler. Überhaupt bestätigt <Örtlich betäubt> wiederum, was schon in den letzten Teilen der beiden großen Romane sichtbar wurde: Die Gegenwart scheint dem epischen Talent von Grass lange nicht in dem Maße zu <liegen> wie die Vergangenheit. Dort, in der <Danzig-Saga>, hatte es seine Triumphe gefeiert. In dem erwähnten Interview bemerkte Grass: «Im Verhältnis zur Realität können wir alle nur gebrochen oder, wie Sie es nennen, grotesk wirken.» In diesem Punkt stimmt Grass offensichtlich mit den Figuren des Romans überein, wenn er sich sonst auch energisch weigert, mit einer von ihnen identifiziert zu werden.

(Schluß folgt)

Dr. Georg Bürke, Wien-Kalksburg

BEFÜRCHTUNGEN UND HOFFNUNGEN IN DER CSSR

Die Kette von Meldungen über Säuberungen in der Partei, Maßnahmen gegen Publizisten und Hochschulprofessoren, Absetzung von Reformern und Wiedereinsetzung von Stalinisten, kurz all das, was auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens in der CSSR eine Versteifung der Partei- und Staatsorgane im Sinne der alten, dogmatischen Linie bezeugt, läßt Besorgnis um die Lage der Kirche hochkommen. Fragt man heute¹ in der Tschechoslowakei Ordensleute, Kleriker oder Laien, ja selbst eingeweihte Parteiangehörige, so lautet die Antwort mehr oder weniger einhellig: «Für die Kirche ist die Lage nicht so trostlos, wie man nach dem Einmarsch der Sowjettruppen befürchten mochte, sie ist aber auch keineswegs so rosig, wie hie und da im ersten Jahr nach der Okkupation erhofft werden konnte.» Dabei ist gleich hinzuzufügen, daß dort, wo die Befürchtungen sich bewahrheiten, die Ursache auf eine Strukturänderung aus der Ära der Liberalisierung unter Dubcek zurückgeht: die Föderalisierung in einen je eigenverwalteten tschechischen und slowakischen Landesteil. Dies bringt es mit sich, daß die Abteilung für kirchliche Angelegenheiten im Prager Kultur- und Informationsministerium, die Stelle also, die damit befaßt war, der Kirche gewisse Rechte und Freiheiten einzuräumen oder zurückzugeben, heute nicht mehr für den Gesamtstaat, sondern nur noch für den tschechischen Teil (Böhmen und Mähren) zuständig ist. In der Slowakei werden die kirchlichen Belange nunmehr ausschließlich von Preßburg/Bratislava aus geregelt. Hier wehte von jeher ein schärferer Wind. Die Bewegung der Friedenspriester zum Beispiel hat sich hier nicht in gleicher Weise aufgelöst wie dies in der Tschechei im Zuge des Prager Frühlings der Fall war. So mußte man damit rechnen, daß das kirchliche Leben im slowakischen Landesteil erneut unter den Druck von Pressionen geriete.

Maßnahmen in der Slowakei

Schon Ende Oktober 1969 bestellte das Kirchensekretariat des Preßburger Kulturministeriums die Oberinnen der Frauenorden zu sich. Sie mußten eine Anordnung entgegennehmen, die Ordensschwwestern dürften fortan nur noch in Sozialanstalten für Geisteskranke, in psychiatrischen Kliniken und in Altersheimen für Priester tätig sein. Hingegen sei es ihnen nicht erlaubt, sich weiter der Sozialarbeit in Familien, der Erteilung von Religionsunterricht und der Seelsorgshilfe in Pfarreien zu widmen. Darüber hinaus mußten sie erfahren, die erst vor einem Jahr wieder zugelassenen Noviziate seien erneut zu schließen und schon aufgenommene Novizinnen möglichst wieder zu entlassen.

Die Oberinnen zeigten sich aber nicht gewillt, sang- und klanglos die Rückkehr in die Novotny-Ära mitzumachen. Sie wandten sich über die eigene staatliche Behörde der Slowakei hinweg an die politische Führung der CSSR:

«Wir berufen uns auf das Volk, in dessen Dienst wir stehen. Dieses Volk hat uns zur Mitarbeit in die Pfarreien berufen. Wenn dieses Volk uns dort wegschickt, dann gehen wir. Fragen Sie das arbeitende Volk in den Fabriken und in der Landwirtschaft, ob es unsere soziale Arbeit braucht und ob es uns auch, je nach dem Wunsch der Eltern, für die Aushilfe im Religionsunterricht benötigt» («Kathpress», Wien, 12. Dez.).

¹ Die direkten Begegnungen im Lande selbst, die diesem Bericht zugrunde liegen, gehen auf den Januar zurück; sie wurden aber durch persönliche Erkundungen und Pressemeldungen nachgeführt: darnach hat sich die Situation, mindestens in der Slowakei, erheblich verschlechtert.

Dieses Memorandum sticht durch seinen Mut vom Verhalten der kirchlichen Ordinariate ab, die in der Slowakei auch schon bei anderer Gelegenheit nicht denselben Freimut aufbrachten, wie dies seinerzeit vergleichsweise im tschechischen Landesteil der Fall war, und so bleibt ihnen denn auch von seiten mancher jüngerer Gruppen, zumal einsatzfreudiger Akademiker, der Vorwurf nicht erspart, sie hätten versagt. Die neue Verfügung des slowakischen Ministeriums zielte übrigens nur darauf ab, den bis in die Reformzeit hinein bestehenden Zustand der Behinderung der Ordensstätigkeit wiederherzustellen. Man setzte die Gemeinschaften möglichst weit entfernt von ihrem ursprünglichen Wirkungskreis ein, und so hatten die slowakischen Schwestern ihre Tätigkeit weitgehend in böhmisches Gebiet verlegt. Auf diesem steinigem Boden war die Aufbauarbeit mühsam, aber um so verdienstlicher. Sie galt vorab alten Menschen. Leider ließen nun aber die Schwestern diesen neugewonnenen Wirkungskreis in dem Moment im Stich, als ihnen die Liberalisierung die Rückkehr in die slowakische Heimat ermöglichte. Dieser Mangel an christlicher Solidarität und die fehlende Koordination innerhalb der kirchlichen Führungsstellen ist auch unter den Gläubigen mit Unbehagen registriert worden. Die altgedienten Stalinisten konnten dies zu ihren Gunsten ausnützen.

Nach neuesten Meldungen bereitet die slowakische Regierung eine «legislative Maßnahme» vor, die offenbar das Wirken der Kirchen und religiösen Gemeinschaften generell einschränken soll. Die «liberale Kirchenpolitik» der letzten zwei Jahre geht, wie man im Preßburger Kulturministerium feststellt, auf das Konto von Funktionären, die «unüberlegt gehandelt» haben. Bereits sind eine ganze Reihe von Bezirkssekretären abberufen und durch «verlässliche Genossen» ersetzt worden. Von ihnen erwartet man, daß sie sich den Kirchen gegenüber keine «nachlässige Haltung» zuschulden kommen lassen.

Eine solche wäre es zum Beispiel, seelsorglich aktive, mit modernen Methoden arbeitende Priester ungeschoren zu lassen. Und so hat bereits wieder die bewährte Taktik begonnen, solche pastoral-progressive Seelsorger aus ihrem Wirkungskreis abzuberufen und an andere Stellen zu versetzen, wo es entweder kaum etwas zu tun gibt oder wo sie wiederum, sobald sie etwas Wurzel gefaßt und (zum Beispiel in den Familien) etwas aufzubauen begonnen haben, weichen müssen. So wurde neuerdings ein Kaplan, von dem man sich unter den Gläubigen sehr viel versprach, in ein winziges Dorf versetzt, wo es weder Kirche noch Pfarrhaus gibt.

Besonders bedroht scheint das Wirken der katholischen Kirche des byzantinischen Ritus in der Ostslowakei (rund 250 000 Gläubige). Während der Stalinära verboten und erst im Frühjahr 1968 wieder zugelassen, muß sie, nach Presseveröffentlichungen zu schließen, bald wieder mit feindlichen «administrativen Maßnahmen» rechnen. Ein Vorbote schien die Bedrohung der Kirchenzeitung (es gibt deren je eine in slowakischer und ruthenischer Sprache) zu sein: eine Nummer im März durfte nicht erscheinen. Doch nun haben Verhandlungen kirchlicher Stellen erreicht, daß das slowakische Amt für Presse und Information weiterhin das vierzehntägige Erscheinen zugebilligt hat.²

Der Wechsel im Prager Kirchenamt

Im tschechischen Landesteil gibt es bisher keine Beweise für wesentliche Änderungen in der Praxis des Prager Kirchensekretariats gegenüber der kirchlichen Wirksamkeit, wie sie sich unter Dubcek uns selbst noch unter Husak eingespielt und entwickelt hat. Anlaß zu Befürchtungen hat es allerdings auch hier genügend gegeben.

² Vgl. Kipa, 23. März 1970.

An erster Stelle knüpfen sie sich an das Ausscheiden von Frau Prof. Dr. *Erika Kadleková* aus der Leitung dieses Amtes. Sie hat sich, ebenso wie der unter ihr als Referent für die katholische Kirche tätige Dr. *Jaroslav Hranicka*, auf ihre religionssoziologische Forschungstätigkeit an der Akademie der Wissenschaften (Soziologisches Institut) zurückgezogen. Dies geschah aber nicht im Zuge einer Säuberung von oben, sondern eher auf Druck von «unten», nämlich der ihr untergebenen Kirchensekretäre. Waren diese unter Novotny mit der Überwachung der Kleriker und der Kontrolle jeglicher kirchlicher Aktivität «voll beschäftigt» gewesen, mußten sie im Zug der Liberalisierung und auf Grund vorsichtiger Ankündigungen die Liquidierung ihrer Amtssessel befürchten. Das veranlaßte sie zu einer gemeinschaftlichen Beschwerde bei der Parteiführung. Als Frau Dr. Kadleková sah, daß ihre eigenen Beamten ihr die Gefolgschaft verweigerten, stellte sie freiwillig ihr Amt zur Verfügung. Sie benützte die Gelegenheit, um der KPC-Spitze den von ihr häufig zitierten Satz in Erinnerung zu rufen: «Wir Marxisten können nicht frei sein, wenn wir den Nichtmarxisten nicht die gleichen Freiheiten zugestehen.»

An die Stelle von Frau Dr. Kadleková trat ihr gefürchteter Vorgänger *Karel Hruza*. Daß die Bischöfe gegen seine Ernennung nicht protestiert, sondern, wie ein prominenter Laie formulierte, «kapituliert» haben, hat unter den Gläubigen erheblichen Unwillen hervorgerufen. Aber bisher hat Hruza keinerlei Maßnahmen ergriffen. Aus seiner Wiedereinstellung eine Verschlechterung der Lage wie Zensur der Sonntagspredigten, Rede- und Versammlungsverbot für Priester usw. anzukündigen (so der «Spiegel» vom 22. 12. 1969), ist eine vorschnelle Konstruktion. Hruza hat eine Erklärung abgegeben, er werde keine ungesetzlichen Maßnahmen gegen die Kirche oder eine Unterdrückung kirchlichen Lebens zulassen. Wie ernst das zu nehmen ist, wird von der weiteren Entwicklung der innenpolitischen Situation überhaupt abhängen. Manche Bischöfe zeigen sich insoweit optimistisch, als eine wesentliche Schlechterstellung der Kirche ihrer Auffassung nach kaum in der Absicht der übrigen Staaten des Warschauer Paktes liegen dürfte. Eine zu weit gehende Restalinisierung scheinen sie ebenso abzulehnen wie die eruptive Liberalisierung vor zwei Jahren.

Besorgnis erregt hat – an zweiter Stelle – das Wiederauftauchen des ehemaligen Gesundheitsministers *Plojhar*. Sein 1968 auf demokratischem Weg erzwungener Rücktritt als Vorsitzender der Friedensbewegung der katholischen Geistlichkeit hat damals den Weg frei gemacht für die Gründung des Werks der konziliären Erneuerung.³ Nun ist Plojhar inzwischen zwar in das Präsidium der Volkspartei zurückgekehrt; aber unter seinem Namen die «Friedenspriester» wieder erstehen zu lassen, dafür hat er kaum mehr Chancen: er hat sich zu stark desavouiert in einer Zeit, die selbst von den gegenwärtig Herrschenden nicht zurückgewünscht wird.

Kommunistische Desavouierung der «Friedenspriester»

Interessant in diesem Zusammenhang ist eine (auch von katholischen Kreisen als objektive Analyse bezeichnete) Studie in der Revue der Geschichte des Sozialismus (herausgegeben vom Institut für Geschichte des Sozialismus, Nr. 1, 1969) von *J. Radouhová* unter dem Titel «Tschechoslowakischer Staat und katholische Kirche nach dem Februar 1948». Hier werden zu einem Zeitpunkt, da Husak die Macht schon übernommen hat, erstmals Dokumente aus dem Archiv des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei für eine Kennzeichnung der Priesterkollaborateure verwendet, deren prominentester ja Plojhar war. Die Darstellung, in Gesprächen auf akademischer Ebene auch von Kommunisten freimütig zitiert, ist so

entlarvend, daß sie als Warnung vor einer Wiederholung der gescheiterten Kirchenpolitik der fünfziger Jahre dienen könnte.

Es heißt unter anderem:

«Ab Februar 1948 sind einige katholische Geistliche, von denen manche organisierte Mitglieder der KPC wurden, willig als sehr enge Mitarbeiter der Kirchenabteilung des Zentralen Aktionsausschusses der Nationalen Front hervorgetreten. Sie haben sich in Vorwahlkampagnen auf öffentlichen Treffen geäußert, Zeitungsartikel verfaßt, zu den Gläubigen im staatlichen Rundfunk gesprochen, vom Staat organisierte Nationalpilgerfahrten unterstützt und Predigten gehalten. Die Zuverlässigsten sind zu Fachberatern bei Durchführung der Kirchenpolitik geworden ... Dazu muß gesagt werden, daß ihre Hilfe bei der Durchsetzung im kirchlichen und religiösen Bereich mehr als problematisch war.» Während die überwiegende Mehrheit der Priester sich im Staat engagierte, so heißt es weiter, ohne der Kirche untreu zu werden, habe diese kleine Gruppe der sogenannten fortschrittlichen Geistlichen, die in kommunistischen Zentralorganen mitarbeitete, diese Grenze überschritten, sich dadurch der Kirche entfremdet und ihren Einfluß sowie jedes Vertrauen bei Gläubigen verloren: «Überdies zeigte sich allmählich, daß viele dieser Priester bestenfalls aus ideologischer Verwirrung zur Mitarbeit im volksdemokratischen Regime gekommen waren. Immer spielte die Hauptrolle irgendein nebensächlicher Grund, wie beispielsweise finanzieller Gewinn, Karrieredenken, die Furcht vor mächtigen Rivalen, die Begleichung alter Rechnungen mit kirchlichen Obren, eine Frustration im eigenen priesterlichen Leben u. ä. Das waren die Motive dieser Priester zur Lösung der Kirchenpolitik, so waren auch ihre Ansichten und Entwürfe auf gemeinsamen Sitzungen der Kirchenabteilung des Zentralen Aktionsausschusses der Nationalen Front oft radikaler; aber letzten Endes blieb es immer beim Ja-sagen zu den Vorstellungen der Staatsrepräsentanten.»

Bezüglich der heute noch gültigen, 1949 erlassenen Kirchengesetze wird vermerkt: «Durch die Kirchengesetze wurde eine neue Grundlage für das Verhältnis zwischen Staat und Kirche einheitlich für die ganze Republik geschaffen. Der Staat übernahm die Kostendeckung der Kirchen und bekam so die Möglichkeit, die Tätigkeit der Kirchen zu beeinflussen. Er erhielt damit eine solche Kontrolle über die Kirchen, wie sie kein anderes Land hat. Die für die katholische Kirche eigens geschaffene Durchführungsverordnung zum Gesetz Nr. 218 gab den staatlichen Organen die Möglichkeit zu beliebigen Eingriffen und ermöglichte die absolute Unterordnung der Kirche unter den Staat ... Mit den neuen Kirchengesetzen hat die sogenannte Zeit der «Konsolidierung» der kirchlich-politischen Verhältnisse begonnen, d. h. die Zeit der einseitig administrativ-repressiven Gleichschaltung der katholischen Kirche.»

In letzter Zeit wird diskutiert, ob nicht der Prager Caritasdirektor *Jan Mára* (er steht nicht so desavouiert da wie andere ehemalige Friedenspriester) Klerus wie auch Laien in einem Klub engagierter Gläubiger der Volkspartei zugesellen könnte. Gelegentlich wird auch von einer Gewerkschaftsorganisation der Priester, die politische kommunistische Ziele unterstützen sollte, gesprochen. Wie dem auch sei, es zeigt sich bereits, wie schwer es heute ist, wieder Mitläufer zu finden.

Was bleibt vom Prager Frühling?

Erhalten somit die Befürchtungen für die Kirche im tschechischen Landesteil bisher keine neue Nahrung, so muß man sich fragen, wie es mit den Hoffnungen steht. Verbindet man diese mit Neuerungen aus der Zeit der Liberalisierung, so ist daran zu erinnern, daß das Werk der konziliären Erneuerung nie die staatliche Anerkennung fand.⁴ Hingegen blieben die Erregenschaften des freien Religionsunterrichts bisher unangestastet. Auch die Veröffentlichung religiöser und theologischer Literatur ist noch möglich: eine Textsammlung aus christlichen und atheistischen Beiträgen erschien neuerdings in einem sozialistischen Verlag.⁵ Aber der Grad der Bewegungsfreiheit ist für die katholische Kirche auf dem Stand vom Frühjahr 1969 eingefroren.

⁴ Orientierung Nr. 4/1969, Seiten 39 f.

⁵ Krestantvi dnes, Eseje, Usporodal Jiri Nemeč, Horizont, mala moderni encyklopedie, Praha 1969.

³ Vgl. Orientierung Nr. 13/14/1968, Seite 150.

► Die Rehabilitierung katholischer Geistlicher wurde weitgehend abgeschlossen, aber nicht völlig zu Ende geführt, schon gar nicht für katholische Laien.

► Die ökumenischen Gespräche gehen weiter (obwohl Professor *Hromádka* verstorben ist): aber ihr publizistisches Forum in der Zeitschrift für kulturelle Fragen, *«Tvar»* (1965 verboten, Herbst 1968 wieder zugelassen), ist im vergangenen Herbst 1969 – wie alle kulturellen Blätter – den veränderten Verhältnissen zum Opfer gefallen.

► Auch die christlich-marxistischen Gesprächskreise können sich nicht mehr in der gleichen Weise wie vor zwei Jahren bewegen. Ihr *«Patron»* in Prag, Professor *Machovec*, wie auch der jüngere Philosoph *Gardavský* in Brünn haben ihre Lehrstühle und die Erlaubnis zu jeglicher öffentlicher Lehrtätigkeit verloren. Aus der Partei sind sie aber bisher nicht ausgeschlossen worden; ja es ist ihnen versichert worden, daß keine weiteren Maßnahmen gegen sie vorgesehen seien. Es scheint, daß *Machovec* sich künftig der religionswissenschaftlichen Forschung (etwa im Rahmen der Akademie der Wissenschaften) widmen wird. Zurzeit ist er mit der Herausgabe eines Werkes über den *«historischen Jesus aus marxistischer Sicht»* beschäftigt.

Diese Übersicht zeigt, daß noch nicht alles abgestorben und verdorrt ist, was an knospendem Leben im Prager Frühling aufblühte; aber die Gefahr besteht offenbar darin, daß man in der Kirche nurmehr darauf aus ist, die Früchte, die man während des *«heißen Sommers»* gerade noch einheimen konnte, zu konservieren, und unterdessen wenig unternimmt, den eigenen inneren Lebensprozeß zu stimulieren. Der Raum der Entfaltung wird mindestens im geistigen Bereich von kirchlichen Instanzen eher begrenzt.

Konservative Theologie

Das wird nicht zuletzt an den Theologischen Fakultäten spürbar. Von staatlicher Seite unterliegen sie nach wie vor keiner feststellbaren Einschränkung. Olmütz, als Fakultät 1950 geschlossen, kann in Verbindung mit der Leitmeritzer Fakultät seit 1968 wieder tätig sein. Aber was wird hier für eine Theologie doziert? Die Bischöfe sehen einem Einfluß der theologischen Diskussion aus dem Westen mit Besorgnis entgegen, obwohl dafür bisher kaum ein Grund besteht. Denn die Grundlage der theologischen Ausbildung ist noch immer die thomistisch-scholastische Philosophie. Die Mehrzahl der Professoren finden das normal. In Leitmeritz gibt es immerhin ihrer zwei, die es als Stagnation empfinden: Dr. *Madr* und Dr. *Zverina* (beide nach langem Gefängnis und Lageraufenthalt erst vor kurzem rehabilitiert, letzterer Leiter der 1968 gegründeten theologischen Zeitschrift *«Via»*). Kein Wunder, daß diese Theologie in der akademischen Jugend – im Unterschied etwa zu Deutschland mit seinen vielen Laientheologen – keinen Widerhall findet: sie versteht ihre Sprache nicht mehr. Nur mühsam und gegen mannigfache innerkirchliche Widerstände gelingt es einem Kreis aufgeschlossener Theologen, durch Aufsätze und Übersetzungen westlicher Provenienz eine Bresche zu schlagen. Mit großem Erfolg konnte noch letztes Jahr *Karl Rahner* bei Gläubigen und Marxisten Vorträge halten und öffentliche Diskussionen führen; aber von seiten des Episkopats lag kein Interesse an einer Begegnung mit ihm vor. Dafür ist er aber gut genug, in einer bischöflichen Äußerung zum Zölibat als Kronzeuge angerufen zu werden. Angesichts der *«antizölibatären Bewegung»*, die es unter den Priestern in verschiedenen Ländern gebe, schrieb Bischof *Skoupy* (84) von Brünn, sei es *«bezeichnend, daß auch Karl Rahner, sonst so progressiv, sich jetzt von dieser Richtung abwendet und zur Tradition meldet; denn wo man dem Zölibat mit Unverständnis und Abweisung begegne, beweise man, daß der Glaube und die Hoffnung auf das ewige Leben geschwächt seien»*. Diese Äußerung des greisen Bischofs findet man

übrigens im Bulletin der Olmützer Theologiestudenten abgedruckt, und ebendort führt man auch allen Ernstes den Satz des Bischofs von Budweis, *Hlouček* (68), an: *«Hätte die Kirche niemals den Zölibat gebraucht, heute müßte sie ihn einführen. Womit können wir uns moralisch erheben, außer mit den Idealen der Reinheit?»*

Das Mißtrauen gegen die westliche Theologie führt manche Bischöfe dazu, auch Theologen im eigenen Land, die sich für eine Erneuerung des theologischen Denkens einsetzen, in die Nähe der Häresie zu rücken. Dabei handelt es sich um Glaubenszeugen, die unter ähnlichen Umständen in der frühen Kirche als Bekenner hohes Ansehen genossen hätten. Wie damals den Schriftstellern und Apologeten, geht es auch ihnen darum, die Kirche aus dem Getto ins Gespräch mit den geistigen und gesellschaftlichen Strömungen zu bringen. Es ist in diesem Zusammenhang immerhin erfreulich (aber auch fast verwunderlich), daß in Olmütz ein Laie die Theologen in der Philosophie der Naturwissenschaften unterrichten darf. Müßte man aber nicht entschieden einen Schritt weitergehen und auch die Probleme einer sozialistischen Gesellschaft offen ins Auge fassen, sie diskutieren mit der Zuversicht, sie auf lange Sicht vielleicht sogar zu befruchten? Es ist ja im Rückblick doch einfach nicht zu überschätzen, was die theologisch-marxistischen Gespräche Mitte der sechziger Jahre, sei es als Wegbereitung der Liberalisierung, sei es auf jeden Fall für das Verständnis von Kirche auf seiten der Kommunisten, geleistet haben. Ein trotziges Einigeln bedeutet nur den Weg zurück ins diesmal selbstgewählte Getto, dem die Kirche soeben entstiegen ist. Sie würde damit den Stalinisten nur entgegenkommen. Sie sind seit eh und je an einer senilen Kirche interessiert, die das, was sie an Wirkungsmöglichkeiten wieder gewonnen hat, an Leute vom Schlag eines *Plojhar* abträte. Es wäre dies um so grotesker, als eben diese Kirche im Angesicht der russischen Panzer vier Tage nach dem Einmarsch erstmals durch ein gemeinsames Wort ihrer Bischöfe an die Öffentlichkeit getreten ist, erstmals die *«legalen Repräsentanten des Volkes»* im kommunistischen Staat ihrer *«unerschütterlichen Unterstützung und Solidarität»* versichert und die übrigen Religionsgemeinschaften zum Nachziehen veranlaßt hat.⁶

Kommt es zum Arrangement mit dem Vatikan?

Ein bisher ungelöstes Problem ist das Verhältnis des Staates zum Vatikan. Davon hängt weitgehend die unter *Dubček* fest ins Auge gefaßte Neubesetzung der verwaisten Bischofsitze ab. Man bedenke, daß es in der ganzen Slowakei nur einen geweihten Bischof (im Rang eines apostolischen Administrators) gibt, der zudem neunzig Jahre alt ist: *Msgr. Pobožný* in Rožnava. Insgesamt haben in der CSSR nur sechs Diözesen einen von Staat und Kirche anerkannten Oberhirten. Kirchlicherseits wäre man schon lange froh, gewisse vom Staat seinerzeit aus den Friedenspriestern genommene Kapitelsvikare loszuwerden und manche Probleme im Rahmen einer beschlußfähigen Bischofskonferenz anzugehen. Staatlicherseits gibt es keinen einleuchtenden Grund, angesichts der im Ostblock allgemein verbesserten Beziehungen mit Rom nicht gleichzuziehen. Hört man auf ehemalige Beamte für kirchliche Angelegenheiten, die mit dem seit der Okkupation herrschenden Durcheinander im Verwaltungsapparat vertraut sind, so vernimmt man als eigentlichen Grund des Zögerns und der Verzögerung, daß der ständige Beamtenwechsel keine gezielte außenpolitische Aktivität aufkommen lasse. Auf diesem Hintergrund wird man es nicht überbewerten, daß im Mai letzten Jahres sogar die Überführung des Leichnams von Kardinal *Beran* nach Prag verboten wurde. Es gibt manche Kirchenvertreter, die es für durchaus denkbar halten, daß bis Ende dieses Jahres eine Klärung der strittigen Probleme möglich wird.

Rr./Kn.

⁶ Wortlaut in Orientierung Nr. 4/1969, Seite 39.

LATEINAMERIKA, KIRCHE ZWISCHEN GOTT UND CAESAR

Über die inneren Spannungen, die heute die Kirche Lateinamerikas erleidet, haben wir in unserem letzten Artikel berichtet.¹ Schon damals deuteten wir kurz an, daß der Aufbruch der Kirche, der durch die Bischofskonferenz in Medellín entscheidend ausgelöst wurde, zugleich auch schmerzliche Konflikte mit den staatlichen Gewalten zur Folge hat. Zahlreiche Ereignisse beleuchten diese Situation einer ständig wachsenden Spannung zwischen Staat und Kirche in den verschiedenen Ländern dieses Kontinents.

Rückblick in die Geschichte

Die Spannung zwischen Kirche und Staat ist um so schmerzlicher, je enger beide in der Vergangenheit miteinander verbunden waren. Die vielfältig verwebte Verbindung beider Gewalten ist in Lateinamerika ein Erbe der kolonialen Gesellschaft, die ihren Ursprung in der theokratischen Konzeption der spanischen Kultur hatte. Die Ziele der Christianisierung dieser Völker waren vermischt mit politischen Interessen des katholischen Spaniens.² Diese geistige Einheit zwischen der geistlichen und weltlichen Macht zerstörte die spätere Säkularisation, doch die Kirche behielt in einem bedauerlichen Irrtum weiterhin ihre Privilegien, die aber ihre frühere Funktion verloren hatten. Schließlich wurde ihre nur noch scheinbare Einheit mit der staatlichen Gewalt zu einem schändlichen Kompromiß, als die zeitlichen Strukturen ihres früheren christlichen Inhalts völlig beraubt wurden, um schlußendlich eine Stütze einer gänzlich materialistisch inspirierten Ideologie zu werden, welche die Ausbeutung und die Ungerechtigkeit institutionalisierte.

Von diesem Augenblick an mußte die Kirche offen Stellung gegen eine unchristliche soziale Gesellschaft beziehen. Bedauerlicherweise vergingen Jahrhunderte, bis die Kirche sich zu einer solchen Haltung entschließen konnte.

Der neue Appell an die Kirche

Das letzte Konzil und später in noch vermehrtem Ausmaß die Konferenz in Medellín führten dazu, daß man sich der unmenschlichen Wirklichkeit lebendig bewußt wurde, die bisher in der kirchlichen Pastoral nur wenig Beachtung gefunden hatte. Der Hunger, die Ausbeutung und das Elend sind keine neuen Dinge in Lateinamerika, haben aber gegenwärtig durch den internationalen Kapitalismus solche Dimensionen angenommen, daß sie für jedes christliche Gewissen schlechthin untragbar sind. Dazu kommen noch die ständigen kleineren und größeren Versuche zu gewaltsamem Umsturz, das Experiment Kubas, das Fiasko der Allianz für den Fortschritt, die blutigen Diktaturen: Tatsachen einer fürchterlichen Tragik, welche die Kirche nötigten – wollte sie nicht ihre eigentliche Botschaft verraten –, ihre Stimme gegen die ungerechten gesellschaftlichen Zustände zu erheben.

Die Idee der «Befreiung» des Menschen führt unmittelbar zu einer Verpflichtung auch für die zeitliche Ordnung und zur Absage an den liberalen Katholizismus, der die These von der gänzlichen Trennung zwischen Kirche und Welt vertritt.

In dieser neuen Haltung gewinnt die Kirche ihren Charakter des Zeichens Christi in der Welt zurück, und mit ihrem Kampf für die totale Befreiung der Unterdrückten begegnet die Kirche wieder wirklich den Menschen: «So werden sie das Gesicht Christi entdecken, das Gesicht des gnädigen Gottes; sie werden die Frohbotschaft der totalen Befreiung hören. Der Kampf um die Gerechtigkeit wird dafür der Ausgangspunkt sein.»³

In Medellín hat sich die Kirche Lateinamerikas verpflichtet, an der Befreiung ihrer Völker vom inneren und äußeren Kolonialismus aktiv teilzunehmen. Sie weiß sich verantwortlich

für die Schaffung einer gerechten sozialen Ordnung, ohne die es keinen Frieden geben kann; sie unterstützt «einen globalen, kühnen, dringenden und tiefgreifenden Wandel», um endlich die Situation einer institutionalisierten Gewaltherrschaft zu überwinden.

Die Lage in den einzelnen Ländern

Der Ruf der erneuerten Kirche hat in den einzelnen Ländern dieses Kontinents ein weites Echo ausgelöst.

Brasilien

Es ist vor allem die Kirche Brasiliens, die sich mit nachdrücklicher Initiative für eine gerechtere soziale Ordnung in Lateinamerika einsetzt. Der eigentliche Promotor dieser Bestrebungen ist ohne Zweifel der charismatisch begabte Bischof von Recife, Dom *Helder Camara*, die führende Persönlichkeit einer Bewegung, «Presion liberadora» genannt, die zwischen dem Festhalten am Status quo und der Proklamierung einer gewaltsamen Revolution einen dritten Weg einzuschlagen versucht. Leidenschaftlich wird das bestehende System angeklagt und mit aller Deutlichkeit und Schärfe ein Wandel des bestehenden staatlichen Establishment gefordert. Inzwischen versucht die Militärdiktatur die Stimme der Kirche und vor allem jene von Dom Helder Camara zum Schweigen zu bringen. Verfolgungen, Einkerkelungen und Folterungen, die Mitglieder von religiösen Instituten und militante Katholiken zu erdulden haben, nehmen kein Ende. Schon früher, im Juli 1968, legte *C. Padin*, Bischof von Lorena, der 9. Generalversammlung der Bischofskonferenz eine Studie vor, in der die Ideologie und Strategie der politisch-militärischen Staatsgewalt im Lichte der kirchlichen Lehre untersucht wurden. Zur Doktrin der sogenannten nationalen Sicherheit erklärte *C. Padin*: «Gleichwie es im nationalsozialistischen Deutschland Christen gab, welche die Grundsätze des Regimes annahmen, ohne zu bemerken, daß sie dem Geiste des Christentums widersprachen, geben sich auch heute in Brasilien nicht alle Rechenschaft, daß gewisse Konzepte, die von der politischen Gewalt praktiziert werden, mit der kirchlichen Lehre unvereinbar sind.»⁴ Im weiteren wird ein Parallelismus festgestellt zwischen dem Sklavenregime Hitlers und der nationalen Politik Brasiliens, deren Lehre, auch wenn sie sich christlich nennt, mit den religiösen Gefühlen des Volkes einen widerlichen Mißbrauch betreibt, den es scharf zu brandmarken gilt. «Die abendländische und christliche Zivilisation, welche die DSN (Doktrin der nationalen Sicherheit) verkündet, ist eine Mischung von Ideen, die einer Konfrontation mit dem Evangelium nicht standhält; die grundlegenden Rechte der menschlichen Person sind relativiert; die Demokratie ist ein bloßer Name, in Wirklichkeit herrscht der Totalitarismus des Militärs ...»⁵

Paraguay

In jüngster Zeit kam es auch hier zu harten Auseinandersetzungen zwischen der Kirche und dem Regime des Diktators *Stroessner*, die sehr deutlich zeigen, daß der Konflikt zwischen diesen beiden Gewalten sich radikalisiert. Den Freimut, mit dem die Kirche für die Unterdrückten eintritt und den Schwindel einer verlogenen Demokratie anklagt, muß sie auch in diesem Land mit Verfolgung bezahlen. Schon im Jahre 1959 hatte hier die Katholische Aktion, veranlaßt durch die Landesverweisung des progressistischen Priesters *Ramón Talavera*, vom Papst Johannes XXIII. die Exkommunikation des Präsidenten *Stroessner* verlangt. Damals schenkte der Episkopat diesen Stimmen kein Gehör und unterstützte weiterhin das Regime. In den letzten zehn Jahren hat sich aber dann ein

derartiger Wandel vollzogen, und die gegenseitigen Beziehungen zwischen Regierung und Kirche haben sich in einem solchen Ausmaß verschlechtert, daß hohe Persönlichkeiten des Regimes wegen Mißbrauchs der politischen Gewalt mit dem Kirchenbann belegt wurden. In einer bereits verbotenen Ausgabe des amtlichen Organs der bischöflichen Kurie, «Comunidad», ist im Leitartikel zu lesen: «Schon seit einiger Zeit haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß die offizielle Zustimmung zur katholischen Religion, die die Männer des Regimes so oft verkündigt haben, nicht frei ist von Heuchelei und Eigeninteresse. Diese Leute sind Freunde der Kirche nur insoweit, als sie ihnen ihre moralische Unterstützung leiht, ihre politischen Ziele deckt und einverstanden ist, wie eine gefügige Polizeistation kontrolliert zu werden.»⁶

Die Stabilität der Stroessner-Diktatur, die seit 15 Jahren keinen Riß erlitt, ist durch diese scharfe Konfrontation mit der Kirche schwer erschüttert, und die damit entstandenen politischen Konsequenzen sind noch gar nicht abzusehen. Hier mag man sich daran erinnern, daß durch einen ähnlichen Konflikt in Argentinien im Jahre 1959 der Sturz des Diktators Domingo Perón beschleunigt wurde.

Uruguay

In Uruguay, einem Land, in dem seit 1917 Staat und Kirche voneinander völlig getrennt sind, ist die Unabhängigkeit der Hierarchie und des Klerus von der politischen Gewalt eine selbstverständliche Wirklichkeit. Nun hat etwa seit zwei Jahren eine schwere wirtschaftliche und soziale Krise dieses kleine Land ergriffen; die Regierung betreibt eine unpopuläre Politik der Unterdrückung, der Einschränkung persönlicher Freiheiten, der Verfolgung und Gewalt. Die Erzdiözese von Montevideo, die ungefähr die Hälfte der Bevölkerung des Landes umfaßt, unterzog die nationale Situation im Lichte der Richtlinien von Medellín einer gründlichen Studie, die sie mit einer energischen Verurteilung der herrschenden Ungerechtigkeiten und der Korruption beschloß.⁷ Die Regierungspresse begann daraufhin mit einer Kampagne der Diffamation des Klerus und seiner pastorellen Aktion.

Kolumbien

In Kolumbien, einem Land mit einem bedenklich rückständigen Katholizismus, bildete sich die Gruppe von Golconda (so benannt nach dem Ort des ersten Treffens), die unter Leitung von Msgr. *Gerardo Valencia Cano* eine genaue Analyse der wirklichen Situation des Landes erarbeiten will. In einem ersten Bericht scheut man sich nicht festzustellen: «Es ist unmöglich, unsere Lage ohne eine wahre Revolution zu ändern, welche die herrschenden Schichten unseres Landes entfernt, die schuld sind an unserer Abhängigkeit vom Ausland.» Weiterhin wird erklärt: «Der neukolonialistische Kapitalismus, den wir mit aller Entschiedenheit verurteilen, vermag die schweren Probleme unseres Landes nicht zu lösen; das veranlaßt uns, unsere Aktion in Richtung einer gesellschaftlichen Organisation von sozialistischem Gepräge zu orientieren ...»⁸ Bedeuten diese Erklärungen nicht den Auftakt zu künftigen, scharfen Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche in diesem Land eines traditionellen Katholizismus?

Argentinien

Unter der Parole «Movimiento para el tercer mundo» haben sich in Argentinien seit einiger Zeit etwa 400 Priester zusammengeschlossen. Am 27. Juni des vergangenen Jahres tagten Delegierte dieser Gruppe in Córdoba und erklärten sich solidarisch mit den Zielen der Gruppe von Golconda in Kolumbien. Ihr Programm fassen sie kurz so zusammen: «Wir halten dafür, daß die Strukturen der neuen Ordnung, die so

viele unter uns herbeisehnen, jenen der sozialistischen Gesellschaft ähnlich sein müssen, einer Gesellschaft, in der die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen das schwerwiegendste Delikt darstellt.»⁹

Eine bemerkenswerte Ergänzung zu dieser Lage ist die Tatsache, daß in Argentinien eine langsame Annäherung zwischen der Kirche und dem Regime Fidel Castros in Kuba zu beobachten ist; der größte Teil des Klerus verbirgt auch nicht seine Sympathie für die ausgesprochen antikolonialistische Revolution in Peru.¹⁰

Ohne Zweifel ist die Kirche in Lateinamerika von einem gewissen Dornröschenschlaf vergangener Zeiten aufgewacht. Sie hat begonnen, erstarrte Lebensformen abzustreifen und «in neuen Zungen zu reden» (Mk 16, 17 f.). Ihr Aufbruch ist mit schmerzlichen Entschlüssen begleitet und entbehrt nicht des Opfers. Aber das ist der Weg hin zu Christus, dem «Befreier», und es ist auch das Zeichen der Treue zur Botschaft des Evangeliums. Die leidenden Völker dieses Kontinents blicken nun hoffnungsvoll auf die erneuerte Kirche, die auf den Schrei der Armen und Entrechteten hört und die heute selbst zu den Verfolgten gehört.

Dr. Galo Martínez Arona, Montevideo (Uruguay)

Anmerkungen

¹ Siehe Orientierung 34 (1970), Nr. 1, S. 10 f.

² Vgl. Enrique Dussel, *Hipótesis para una historia de la Iglesia en América Latina*. Barcelona 1967.

³ Dom. A. Batista Fragoso, *Evangelio y justicia social*. Cuaderno de Marcha (Montevideo), Nr. 17, September 1968, S. 13.

⁴ La doctrina de la Seguridad Nacional a la luz de la doctrina de la Iglesia. Cuaderno de Marcha (Montevideo), Nr. 17, September 1968, S. 59.

⁵ Ebd.

⁶ Información de BP Color (Montevideo), 31. Oktober 1969 und Semanario Marcha (Montevideo) 1969, Nr. 1469.

⁷ Documentos del Encuentro Socio-pastoral. Montevideo, Dezember 1968.

⁸ Colombia: Declaración de Golconda. Cuaderno de Marcha (Montevideo), Nr. 24, April 1969, S. 81.

⁹ Llamado: a los que detentan el poder, a los dirigentes populares. Cuaderno de Marcha (Montevideo), Nr. 27, Juli 1969, S. 51.

¹⁰ Vgl. Informaciones Católicas internacionales, Nr. 336, S. 20. Perú: Petróleo y Reforma agraria. Cuaderno de Marcha (Montevideo), Nr. 26, Juni 1969, S. 79.

Zuschrift aus Holland

Ein wenig erstaunt habe ich in Ihrem Bericht über die Kommunikationslage Holland-Rom (Orientierung Nr. 3) den Schlußteil über die «Schranke der Holländer» (S. 32) gelesen. Das Interesse des Auslandes für die Kirche in Holland und speziell für das Pastorkonzil ist in den letzten Jahren langsam gewachsen. Wir hatten zum Beispiel niemals gedacht, daß nach der ersten oder zweiten Session die Zahl der ausländischen Journalisten immer noch steigen werde. Es kommt hinzu, daß die Entwicklungen in Holland ziemlich rasch erfolgen. Das macht es schwierig, unsere jeweilige Situation in die Verstehenslage anderer Länder zu «übersetzen». Bis jetzt haben wir aber stets versucht, die wichtigsten Texte mindestens auf französisch herauszubringen: denn das Französische ist die beste Verbindungssprache zwischen Holland und Rom. So ist nun auch der «Amtsrapport» in der französischen Ausgabe des I-doc erschienen.

Was die offiziellen Kontakte mit der Weltkirche betrifft, so darf ich darauf hinweisen, daß wir in den letzten zwei Jahren von Holland aus sowohl den Heiligen Stuhl wie die Sekretariate aller europäischen Bischofskonferenzen regelmäßig informiert haben. Innerhalb von einundeinhalb Jahren sind wir dreimal speziell nach Rom gefahren, um die Kurie zu informieren. Mitgebracht haben wir: die «Empfehlungen» auf französisch und die Gutachten auf holländisch; unsere mündlichen Erklärungen kamen ergänzend dazu. Wir sind allerdings etwas enttäuscht, daß Rom während der letzten zwei Jahre niemals reagiert hat bis jetzt plötzlich zum Amtsrapport über die Priester. Da haben wir zum Beispiel die Umfrage über die Priester in Holland persönlich den Chefs aller interessierten römischen Dikasterien

überreicht: Kleruskongregation, Seminarkongregation, Staatssekretariat und Kongregation für die Glaubenslehre. Wir haben auch nach ihrer Reaktion gefragt; aber wir vernahmen nichts. Ich war selber die verschiedenen Male mit unserem Generalsekretär, Dr. W. Godijn, in Rom.

Ihre Bemerkungen werfen noch zwei weitere Probleme auf. Wenn wir alles übersetzen, was bei uns entsteht, so würden wir unseren holländischen Katholizismus zum Exportartikel machen: «Holland als Modell für die ganze Welt».

Das Pastoralkonzil soll gewiß «allen gehören»; aber zuerst ist es die Sache der Holländer, und nicht international. Zur praktischen Verwirklichung Ihrer Wünsche aber, wie zum Beispiel Simultananlage und Dolmetscher, spielt auch noch das Geld eine Rolle. Die Kosten für das Pastoralkonzil belaufen sich bereits auf zirka 1,3 Millionen Gulden, wofür die Bischöfe sich im letzten Hirtenbrief entschuldigt haben. Unsere Kirche ist nicht reich: all diese Kosten müssen von den Gläubigen im sonntäglichen Kirchenopfer aufgebracht werden; wir haben keine Kirchensteuer.

In den drei letzten Jahren haben wir über die Kommunikation mit dem Heiligen Stuhl viel gelernt. Wir hoffen, uns dies für die Zukunft, wenn aus dem Pastoralkonzil eine dauernde Institution nationaler Beratung wird, zunutze zu machen.

Sekretariat des Pastoralkonzils der Niederländischen Kirchenprovinz

Dr. Rudolf G. W. Huysmans

Bewusster glauben durch Bildung

Katholischer Glaubenskurs

2 Jahre Einführung und Vertiefung in die Schriften des Alten und Neuen Testaments für Damen und Herren mit abgeschlossener Volksschule.

Abendkurse in Luzern, Basel, Bern und Fernkurs.

Beginn des 9. Kurses 1970/72: Oktober 1970.

Theologische Kurse für Laien

8 Semester (4 Jahre) systematische Theologie für Damen und Herren mit Matura, Lehr- und Kindergärtnerinnenpatent oder eidg. Handelsdiplom.

Abendkurse in Zürich und Luzern und Fernkurs.

Beginn des 8. Kurses 1970/74: Oktober 1970. (Zwischeneinstieg jedes Jahr im Oktober.)

Prospekte und Auskünfte: Sekretariat TKL/KGK, Neptunstrasse 38, 8032 Zürich, Telefon: 051/47 96 86.

Wegen der Osterfeiertage konnte aus technischen Gründen Nr. 6 nicht auf den fälligen Termin versandt werden. Wir legen daher die beiden Nummern 6 und 7 in einer 16seitigen Doppelnummer zusammen. Die nächste Nummer (Nr. 8) erscheint auf den 30. April.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Mario von Galli, Ladislaus Boros, Max Brändle, Albert Ebnetter, Ludwig Kaufmann, Joseph Renggeli

Anschriften von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (051) 36 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842
Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 6290
(Orientierung), Zürich - Österreich: Sparkasse
dre Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 (Vermerk
(Orientierung) 26849) - Frankreich: Crédit Commercial
de France, CCP 1065 (Orientierung) C.E.
Suisse No 020/081.736 - Italien: c/c N. 1/18690
Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri,
Piazza della Pilotta, Roma, (Orientierung).

Abonnementpreise: Ganzes Jahr: sFr. 19.- /
DM 19.- / öS 125.- / FF 28.- / bFr. 250.- /
Lire 3000.- / dän. Kr. 35.- / US \$ 5.-
Halbjahr- und Studentenabonnement: sFr. 11.- /
DM 11.- / öS 70.-
Gönnerabonnement: sFr. 25.-
Einzelnnummer: sFr./DM 1,50 / öS 10.-

AZ
Zürich 1

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Ein neues Bild der Welt

Als umfassendes Standardwerk ist soeben erschienen:
Madeleine Barthélemy-Madaule, Bergson und Teilhard de Chardin.
Anfänge einer neuen Welterkenntnis. 784 Seiten. Leinen DM 72,-
Fr. 79.-. «Nach dieser Dissertation, die in den Einzelheiten der
Analyse soviel wiegt wie in der Beherrschung des Ganzen, sind
viele Missverständnisse über Teilhard nicht mehr möglich . . .»
Jean Lacroix, Le Monde

Fröhliche Kritik ist eine Pille gegen geistliches Asthma
Der klerikale Witz. 68 Cartoons von Dietmar Schubert, Einführung
von Friedrich Heer. 256 Seiten. Leinen DM 17,- Fr. 19.80.
Dieser Band bringt - oft scharf, oft lächelnd behaglich - eine kon-
zentrierte Auswahl von treffenden, den eigenen Standpunkt ironi-
sierenden Witzen in Text oder Karikatur. Beginn einer längst
notwendigen Aufklärung in der Kirche.» (Friedrich Heer).

Walter-Verlag

JAHWES LAND

Ein Bildbuch über das Heilige Land mit mehrfarbigen Fotos von
Alfons Senfter. Vorwort von Jörg Zink.
120 Seiten, 55 ganzseitige Bilder, Format 20,5 x 19,5 cm, Ganz-
leinen mit farbigem Schutzumschlag. 19.80 DM. Best.-Nr. 52 274

Christophorus-Verlag Freiburg

Neu bei Rex

Kaspar Helbling

Magie oder Leben?

Liturgie als Lebensaustausch zwischen Gott und Mensch
142 Seiten. Laminierter Fr./DM 8.80, öS 56.30

Lang genug gab es auch in der Liturgie ein punktuellles Denken,
und oft genug hatten liturgische «Höhepunkte» im Denken und
Fühlen des Volkes einen gewissen «magischen» Anstrich. Das
Buch möchte von diesem Denken befreien und die Liturgie als
das darstellen, was sie innerlich und äußerlich ist: Lebensaustausch
zwischen Gott und Mensch. Es stellt mit Absicht viele Fragen und
läßt manche Fragen offen zu persönlichem Überlegen und zu
gemeinsamer Diskussion. Es will die Mitarbeit des Lesers und den
Dialog.

Der langjährige Schweizer Ministrantenpräses und Dozent am
Glaubenskurs legt hier eine ausgezeichnete Interpretation des
Meßopfers für Seelsorger, liturgisch interessierte Laien und Leiter
von Jugendgruppen vor.

Jean-Pierre Bagot / Pierre Debray

Junge Menschen und Gott

Eine Diskussion um das Glaubensverständnis
167 Seiten. Laminierter Fr./DM 9.80, öS 62.70

Ein fortschrittlicher Jugendseelsorger und ein besorgter Familien-
vater suchen miteinander und oft gegeneinander in sprühender
Diskussion den richtigen Weg zur Überbrückung der Kluft zwi-
schen traditioneller Glaubenserziehung in der Familie und moder-
nem Religionsunterricht. Wie kann die Erziehung zum Glauben
heute geschehen? Wie soll der christliche Erzieher vorgehen?
Wie kommt man bei der heutigen Jugend an?

Ein aktueller, lebendiger Beitrag zur Diskussion um die moderne
Glaubenserziehung, sowohl für Katecheten und Seelsorger wie
für Eltern und Jugendliche.

Rex - Verlag Luzern/München